

## DER STREIT IM THRONSAAL

Es war einmal ein Königreich hinter den sieben Bergen, da lebten ein König und seine Königin. Das alles ist schon sehr lange her, es hat sich schon im letzten Jahrtausend zugetragen. Jedenfalls stürzte die Königin eines Tages aufgeregt in den Thronsaal, wo der König gerade eine Konferenz mit seinen Ministern abhielt.

Der König war nicht gerade begeistert von der Unterbrechung, aber weil die Königin ihm so dringend Zeichen machte, bat er die Minister in würdevollem Ton: „Bitte entschuldigt mich, meine Herren. Es sieht so aus, als ob wir diese Sitzung zu einem späteren Zeitpunkt fortsetzen müssten.“ Natürlich hatten die Minister nichts dagegen, und sie entfernten sich sogleich, wobei sie sich höflich verbeugten.

„Was gibt es denn so dringendes?“, fragte der König etwas ungnädig.

Die Königin hatte die ganze Zeit Mühe gehabt, ihr Geheimnis nicht schon herauszusprudeln. Überglücklich rief sie jetzt: „Denk dir nur, wir bekommen ein Kind!“



Da glättete sich die gerunzelte Stirn des Königs, seine Miene hellte sich auf, und er sagte würdig, wie immer: „Das sind ja ganz wunderbare Neuigkeiten!“

Und er nahm die Königin glücklich in die Arme. „Wann ist es denn so weit?“, fragte er.

„Ende Februar 1990“, sagte die Königin.

„Na, da haben wir ja Glück, dass wir in diesem Jahr kein Schaltjahr haben“, schmunzelte der König. „Denn wenn unser Sohn am 29. Februar zur Welt kommen würde, dann hätte er ja nur alle vier Jahre Geburtstag!“

„Ja, das ist wirklich eine gute Fügung“, pflichtete ihm seine Gattin bei und glättete die Falten ihres langen Kleides.

„Allerdings werden wir eine Tochter bekommen, und wir werden sie Andra nennen!“

„Wieso?“, fragte der König verblüfft. „Wer sagt denn das? Woher willst du das wissen?“

„Na, ich werde doch meine Tochter nennen, wie es mir passt!“, gab die Königin zurück.

„Ja, aber woher willst du wissen, dass du eine Tochter bekommst?“, fragte der König gereizt und kratzte sich an seinem lockigen Bart. „Es liegt doch nicht an dir, so etwas zu entscheiden. Außerdem weißt du sehr gut, dass ich für mein Königreich einen männlichen Erben brauche. Und seit



Generationen ist beschlossen, dass mein Erstgeborener Alex heißen wird!“

„Das mögen die Generationen deiner Familie sein“, giftete die Königin. „Aber darf ich dich daran erinnern, dass ich zum Glück nicht aus deiner Familie stamme. Außerdem sollte es allmählich auch in deinem Dickschädel angekommen sein, dass die Gesetze inzwischen geändert worden sind. Namen spielen keine Rolle mehr, weil Familien schon lange nicht mehr den Nachnamen des Mannes tragen müssen. Wenn unsere Tochter Andra irgendwann einmal heiraten wird (und ich bin mir im Augenblick gar nicht so klar darüber, ob das eine gute Idee wäre!), dann kann sie zusammen mit ihrem Mann frei entscheiden, welchen Namen sie tragen wird!“

„Aber, meine Liebe, ich rede doch gar nicht von Familiennamen!“, rief der König aufgebracht.

„Als ob Könige Nachnamen bräuchten!“, sagte die Königin schnippisch.

„Eben!“, sagte der König triumphierend.

„Aber deinen Alex kannst du dir an den Hut stecken!“, zischte die Königin.

„Also, wenn, dann stecke ich ihn mir an die Krone“, sagte der König würdevoll und blickte in den Spiegel hinter seinem Thron, um zu prüfen, ob die Krone auf seinem Kopf auch gerade saß.



„Jedenfalls ist diese ganze Diskussion überflüssig, weil Alex ja wohl kaum ein angemessener Name für meine Tochter ist!“, stellte die Königin fest.

Tja, ihr seht: Wir könnten den beiden Streithähnen noch stundenlang zuhören. Nur – etwas Neues würde dabei wohl nicht herauskommen.

Die Monate gingen ins Land, die Königin bereitete sich auf ihre Geburt vor, und der König regierte wie üblich sein Land. Zwischendurch fanden die beiden reichlich Gelegenheit, sich zu zanken. Und das taten sie auch ausgiebig, obwohl sie keinen Schritt vorankamen. Beide versuchten natürlich, Verbündete zu finden, die sie mit Argumenten in dieser wichtigen Nachwuchsangelegenheit unterstützen würden. Der Bruder der Königin, Fürst Ivan, war ein sehr kluger Mann, und er versprach seiner Schwester sogleich, das Problem zu bedenken, denn er war ein berühmter Philosoph, dessen Lehren und Schriften über alle Grenzen bis hin zum Saarland gelesen und geschätzt wurden.

Endlich brachte ein Reiter einen vertraulichen Brief an die Königin, den sie aber bald betrübt aus der Hand legte.

„Liebe Schwester“, stand darin zu lesen. „Ich habe dein Problem aus hermeneutischer, positivistischer und negativistischer Sicht eingehend beleuchtet. Hier das Ergebnis: Mensch, reiß‘ dich zusammen und hör auf mit dem Gefasel! Ich werde doch nicht so



blöd sein, für dich Partei zu ergreifen und es mir dadurch mit meinem Schwager zu verderben! Ich brauche doch auch seine Hilfe bei der Sicherung meines Fürstentums!“

Der König hatte seinerseits zwei Brüder, die er natürlich auch um Hilfe bat. Der eine war der berühmter Mediziner Professor Prinz Christopherus, der dem König und vor allem der Königin mit seinem fachmännischen Rat und seinem Instrumentenkoffer jederzeit zur Verfügung stand. Er war klug genug, nicht zu verraten, ob das Baby im Bauch der Königin ein Junge oder ein Mädchen werden würde, obwohl er es bereits wusste. Aber er beschränkte seine Unterstützung ganz auf die gesundheitlichen Ratschläge, die die Königin auch gewissenhaft befolgte, obwohl sie genau wie der König heimlich unzufrieden war, weil der Professor sich nicht festlegte.

Der andere Bruder des Königs, Prinz André, war ein weithin bekannter Schriftsteller und Experte für bewegte Bilder. Er hatte unzählige Namen in seinem Gedächtnis gespeichert und hätte sicher Rat gewusst. Doch er befand sich zu dieser Zeit mit seiner Frau, der chinesischen Prinzessin Hai-Keh, auf einer Weltreise und besuchte gerade eine grüne Insel namens Aotearoa ganz am anderen Ende der Welt. Und obwohl der König eine Boten mit einer dringenden Depesche lossandte, war einfach nicht genug Zeit, um die Antwort abzuwarten.



Die Königin saß von Kummer gebeugt in ihrem Gemach, während sie sich über ihren jetzt schon dicken Bauch strich. Tränen liefen ihr über das Gesicht.

Da fasste sich ihre Hofdame – sie hieß Saskia – ein Herz und sprach die Königin an: „Eure Hoheit, ich habe von einer weisen Frau gehört, die manche auch für eine gute Fee halten. Sie wohnt jenseits der Berge ganz weit im Osten, an den Gestaden des Schwarzen Meeres. Vielleicht solltest Ihr sie um Rat fragen.“

„Eine weise Frau?“, fragte die Königin. „Weißt du, wie sie heißt?“

„Ich habe gehört, dass man sie Sofia Perveskaya nennt“, antwortete Saskia.

Sofort schickte die Königin einen Reiter los, der die weise Sofia an den Hof holen sollte. Es war mittlerweile Mitte Februar, ein eisiger Wintersturm heulte über das Land, und auch im Schloss war die Stimmung erheblich abgekühlt.

Zwei Tage später rollte die königliche Kutsche wieder auf den Schlosshof. Die Diener in ihrer goldbetressten Livree geleiteten das hutzelige alte Mütterchen in seinem unscheinbaren Kleid in den Thronsaal. Der König hatte inzwischen von dem eigenmächtigen Plan der Königin erfahren und tat so, als ob er deswegen missmutig war, obwohl er insgeheim mehr als zufrieden war, weil sich endlich etwas tat – egal was.



Die alte Sofia trat vor das Königspaar und blinzelte die beiden an, denn sie war zwar sehr gescheit, aber auch sehr kurzsichtig. Der König und die Königin warteten respektvoll, bis Sofia Atem geschöpft hatte und zu sprechen bereit war.

„Ich habe mir unterwegs von Eurem Leid erzählen lassen“, begann sie. „Ich bringe Euch eine gute und eine schlechte Nachricht. Welche wollt Ihr zuerst hören?“

„Ist egal“, sagte der König. „Nur schnell heraus damit!“

„Ausnahmsweise hast du Recht!“, sagte die Königin und strich über ihren Bauch.

Sofia sagte: „Nun, die schlechte Nachricht ist: Das Problem ist entschieden worden, und die Entscheidung liegt nicht bei euch!“

Der König und die Königin blickten sich wortlos an. Saskia stand im Hintergrund und wurde blass.

„Die gute Nachricht ist: Ihr bekommt beide, was ihr wollt!“

Der König und die Königin schauten noch verduzt.

„Wie soll euer Kind heißen?“, fragte Sofia.

„Alex!“

„Andra!“

„Genau!“, sagte Sofia zufrieden. „Ihr werdet eine Tochter bekommen, und sie wird Alexandra heißen!“



„Eine Tochter?“, klagte der König. „Aber mein männlicher Erbe...“

Sofia blickte ihn mit ihren kurzsichtigen Augen scharf an und fragte: „Weißt du nicht, dass auch deine erstgeborene Tochter Königin werden kann? Du kennst doch die Gesetze?“

„Äh, ja natürlich!“, stotterte der König, der sich um Gesetze noch nie gekümmert hatte.

„Na also!“, sagte Sofia zufrieden. „Und wer unterschreibt jetzt meine Reisekostenabrechnung?“

Es geschah alles so, wie die alte Sofia gesagt hatte: Ein paar Tage zu früh, am 26. Februar 1990, wurde die kleine Alexandra geboren, und Prinz Christopherus achtete sorgsam darauf, dass es Mutter und Kind an nichts fehlte. Fürst Ivan eilte aus seinem Fürstentum an die Seite seiner Schwester, um sie zu beglückwünschen. Prinz André hörte in der Fremde von der Geburt seiner Nichte, berichtete darüber in den Fernsehnachrichten und schrieb sofort einen Leitartikel über die Geburt der Thronfolgerin. Der König und die Königin waren sehr glücklich über ihre Tochter, und sie vergaßen der alten Sofia nie, dass sie ihren Streit geschlichtet hatte. Als Dank kauften sie ihr eine Eigentumswohnung in einer großen Stadt, die seitdem ihren Namen trägt.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



## DAS SALOMONISCHE URTEIL

Viele Jahre waren ins Land gegangen, seit die Prinzessin Alexandra auf die Welt gekommen war. Kurz vor ihrem zehnten Geburtstag feierten die Menschen überall auf der Welt den Anbruch eines neuen Jahrtausends.

Die Prinzessin war herangewachsen, erwies sich als aufgeweckt und sehr begabt, ihre Hauslehrer staunten über ihre rasche Auffassungsgabe und gaben ihr gute Noten, und zwar durchaus nicht nur, um dem Königspaar zu schmeicheln. Alexandra bezauberte ihre Zuschauer mit ihren Ballettkünsten, die sie auf dem spiegelblanken Parkett des Thronsaals vorführte, und sie unterhielt sich bei den Audienzen des Vaters mit den ausländischen Gesandten in mehreren Sprachen.

Sonst war im Palast jedoch alles beim Alten geblieben: Obwohl die Fee Sofia den Namensstreit hatte schlichten können, fanden der König und die Königin doch weiterhin viele Anlässe, um sich ausgiebig zu zanken.

Vielleicht verbreitete diese schwelende Auseinandersetzung eine giftige Atmosphäre im ganzen Königreich. Jedenfalls tauchte eines Tages ein gebeugtes altes Mütterchen im Palast auf, das sofort freudig begrüßt wurde, denn alle hielten es für Sofia



Perveskaya, die gute Fee, die zwar weit vom Hof entfernt lebte, aber seit ihrem klugen Ratschlag im ganzen Reich in hohen Ehren stand.

Das alte Mütterchen schaute etwas verdutzt, als die Diener es mit tiefen Verbeugungen willkommen hießen, aber dass es sofort in den Thronsaal geleitet wurde, war ihm natürlich sehr recht.

Das Königspaar saß gerade beim Tee und diskutierte hitzig darüber, welcher Tee zu Mürbeteigebäck besser schmeckt – Jasmintee oder Ingwertee. Dazu tranken sie übrigens Zimttee, denn die Adventszeit hatten den Küchenmeister zu dieser eigenmächtigen Entscheidung inspiriert, und offensichtlich schmeckte er beiden auch vorzüglich. Aber wie üblich sprachen sie nie über das, was ihnen gefiel, sondern fanden unweigerlich Themen, über die sich streiten ließ.

Der König runzelte ungnädig die Stirn, als sein Hofmarschall eintrat, um für Sofia um Audienz zu bitten. Als der König diesen Namen hörte, hellte sich seine Stimmung schlagartig auf, und er eilte Sofia durch den großen Thronsaal entgegen.

„Willkommen am Hof, liebe Sofia, es freut mich, dass Ihr wieder einmal die Mühe auf Euch genommen habt, die weite Reise anzutreten und uns die Ehre zu erweisen“, sagte der König in seiner würdevoll gesetzten Stimme.

Das alte Mütterchen schielte ihn von unten an, räusperte sich und sagte: „Ich kann ja verstehen, dass Ihr mich für meine



Schwester haltet, denn tatsächlich gleichen wir uns wie ein Ei dem anderen – kein Wunder, wir sind nämlich Zwillinge. Ich heiße aber Hagia, nicht Sofia. Ich bin allerdings erheblich jünger – ganze 20 Minuten!“ Dabei strich sich Hagia eine Strähne aus dem Gesicht und steckte sie mit einer Haarnadel fest.

Verdutzt blickten der König und die Königin auf die Alte, und schon an den nächsten Sätzen merkten sie, dass Hagia ihrer Schwester Sofia zwar ähnelte, dass aber die beiden nur auf den ersten Blick zu verwechseln waren. Denn wie eine gute Fee benahm sich Hagia nicht. Ohne eine Frage abzuwarten, kam sie auf den Zweck ihres Besuches zu sprechen.

„Ich muss schon sagen, ich habe mich sehr darüber gewundert, wie meine Schwester damals hier am Hofe behandelt worden ist. Ihr bestellt sie her, lasst sie auf ungepflasterten Straßen durch das ganze Reich rumpeln, um Eure lachhaften Probleme zu lösen, nur um sie dann mit einem Fußtritt wieder in ihren Winkel zurückzuschicken!“

Entgeistert und verunsichert schaute der König die Königin an. „Äh, wie bitte? An Fußtritte erinnere ich mich gar nicht“, stotterte er. „Wir haben die liebe Sofia doch...“

„Na, was denn?! Ihr habt ihr nicht einmal ein Honorar gezahlt, was ich erst Jahre später erfahren habe, denn sie selbst redet ja schon seit unserem zehnten Geburtstag nicht mehr mit mir.“



„Was geht denn das Euch überhaupt an?!“, entfuhr es der Königin. Der König hielt sie beschwichtigend am Arm zurück, tippte sich selbst an das hermelinbesetzte Revers seiner Königsrobe, als wollte er sagen: „Lass mich man machen.“ Dann wandte er sich wieder an Hagia und sagte: „Also ich erinnere mich da an eine Reisekostenabrechnung...“

„Ha – ha – HA!“, lachte Hagia frech.

Eingeschüchtert sagte der König: „Nun, äh, vielleicht haben wir unsere Dankbarkeit nicht ganz angemessen... Aber wir freuen uns natürlich darüber, dass Sofia unserer kleinen Alex einen...“

„Alexandra bitte!!“, sagte die Königin gereizt.

„... unserer kleinen Alexandra einen so guten Start in ihr Erdenleben ermöglicht hat. Meine Güte, wie lange das schon her ist! Wo steckt sie denn nur wieder? Hofmarschall, holt die Prinzessin sofort her!“ Und wieder an Hagia gewandt, fragte er: „Vielleicht könnt Ihr Euer Anliegen etwas genauer formulieren?“

„Ich bin gekommen, um die Prinzessin abzuholen“, antwortet Hagia kühl.

„Wie bitte?“, fragte der König.

„Das ist ja lä-cher-lich!“, entrüstete sich die Königin. „Das kommt ja ü-ber-haupt nicht in Frage!“

Unbeirrt fuhr Hagia fort: „Prinzessin Alexandra wird in den nächsten zehn Jahren von Sofia und mir erzogen werden. Das



wird uns genug Ansehen einbringen, um eine Schule für höhere Töchter aufzumachen.“

„Ach was, Pustekuchen“, keifte die Königin.

„Nun, vielleicht ließe sich die Gründung der Schule auch durch einen großzügigen Staatskredit...?“, fragte der König versuchsweise.

„Nichts da!“, sagte Hagia. „Ich fordere nur, was uns Perveskayas zusteht. Mit Geld lässt sich keine Schule berühmt machen. Nein, wir brauchen eine prominente Schülerin. Und im Gegensatz zu Euch streite ich nicht gern. Ende der Diskussion!“

„Augenblick, ein wenig dürfen wir als Eltern wohl auch mitreden. Und immerhin bin ich der König!“, sagte der König würdevoll und schien gleich um fünf Zentimeter zu wachsen. Er kratzte sich wie immer in solchen Fällen seinen lockigen Bart. Da fiel ihm König Salomo aus der Bibel ein, der für seine weisen Urteile bekannt war. Ihr erinnert euch sicher auch: Als zwei Frauen sich um ein Baby stritten, drohte Salomo, das Kind in zwei Hälften zu teilen, und daran, dass die eine Frau nachgab, erkannte er die richtige Mutter.

Also sagte der König jetzt zu Hagia: „Wir können nicht einfach auf unsere geliebte Tochter verzichten. Und ihr wollt doch sicher nicht, dass wir Alexandra in zwei Hälften teilen!“ Er lächelte, weil er es sehr clever fand, wie er indirekt auf die höchst unlogische Situation hinwies.



„Ach Papperlapapp!“, fuhr ihm die Königin dazwischen. „Halte du dich bloß nicht für König Salomo. Die Schuhe sind dir wohl ein paar Nummern zu groß!“

„Nein, ganz im Gegenteil, das ist eine sehr gute Idee!“, freute sich Hagia. Sie schaute auf die kleine Prinzessin Alexandra, die inzwischen in den Thronsaal getreten war und verständnislos auf die lauthals argumentierenden Erwachsenen blickte, denn sie hatte den Anfang des Streits ja nicht mitbekommen.

Bevor irgendjemand im Thronsaal begriff, was geschah, zog Hagia ein Zauberschwert aus ihrem weiten Umhang, sprang auf Alexandra zu und hieb sie mittendurch, so dass die Hälften auf beiden Seiten zu Boden fielen. Die Anwesenden schrien auf, waren aber wie versteinert und starrten auf die arme Prinzessin, während Hagia sich behände die eine Hälfte griff, sie in ihren Korb steckte und ungehindert den Saal verließ, bevor jemand eingreifen konnte.

Nun handelte es sich bei Hagias Schwert wie gesagt um ein Zauberschwert. Das heißt, dass Alexandra den fruchtbaren Anschlag überlebte, es floss kein Blut. Sie war nur in zwei Hälften getrennt – kurz und schmerzlos. Sie konnte sehen, riechen, essen und fühlen wie zuvor. Nur mit dem Gehen war es problematisch, die beiden halben Mädchen hatten jeweils nur ein Bein, auf dem sie umherhopsen mussten.



Jetzt werdet ihr sagen: Aber das Herz? Das schlägt doch in der linken Brust, wie konnte die rechte Hälfte dann weiterleben? Nun, es zeigte sich, dass die Prinzessin Alexandra ein großes Herz hatte – groß genug, um ihre beiden Hälften am Leben zu erhalten, selbst als sie getrennt waren.

Als die halbe Alexandra, die im Thronsaal zurückblieb – wollen wir sie Alex nennen? – von ihrem Schrecken erholt hatte, rappelte sie sich auf, stand auf ihrem rechten Bein und schaute sich um. Die Erwachsenen waren überhaupt keine Hilfe, weil sie trotz all ihrer Erfahrung keine Ahnung hatten, was sie machen sollten. Der uralte Wesir des Königs, er hieß Zander Nucleus, hatte sich an den Flügel gesetzt, der in der Mitte des Saales stand, und spielte dem Hofstaat improvisierte Melodien bevor, denn er war für sein Klavierspiel berühmt und hoffte, die Staatskrise durch seine wundervolle Musik etwas zu entschärfen.

Alex hopste zum Flügel und stibitzte den Gehstock des alten Wesirs, klemmte ihn sich unter der Schulter, und mit dieser Krücke konnte sie nach einigem Üben wieder recht gut laufen. Dennoch war ihre Situation völlig unhaltbar, und als der Hofstaat sich einigermaßen beruhigt hatte, trat der Kronrat zusammen, um über das Schicksal der Prinzessin zu debattieren. Natürlich kam nichts dabei heraus. Wer hätte in dieser Situation einen vernünftigen Vorschlag machen können?



Glücklicherweise erschien zwei Tage später die gute Sofia am Hofe. Alle atmeten erleichtert auf, denn sie brachte Alex' andere Hälfte unversehrt mit. Und auch ihre Schwester Hagia führte sie herein, der sie weiße Zauberschleifen um die Knöchel geschnürt hatte, damit sie nicht entkommen konnte.

„Ich habe Hagia in ihrem Pfefferkuchenhaus in Transsilvanien gefunden“, berichtete die treue Sofia. „Sie selbst hat mir nie von ihren Schulplänen berichtet, das musste ich erst von den Kurieren erfahren, die die Nachricht von Alexandras Schicksal bis in die entferntesten Winkel des Reiches trugen.“

Das Königspaar atmete erleichtert auf, und glücklich schloss es Andra in die Arme. „Wie konntet Hagia sich nur erdreisten, so etwas zu tun?“, fragte der König verwundert.

Sofia schaute ihn prüfend an. „Zwietracht kommt nicht von ungefähr“, sagte sie ernst. „Kann es sein, dass selbst Hagia in ihrem tiefen Wald von den Streithähnen im Palast erfahren hat? Ich jedenfalls höre ständig von den Auseinandersetzungen am Hofe, und ich habe in den letzten zehn Jahren seit meinem letzten Besuch keine Lust gespürt, ein zweites Mal zu kommen.“

Der König und die Königin schauten betreten zu Boden und sagten nichts. Der Hofmarschall räusperte sich und flüsterte dem König zu: „Das Honorar, Eure Majestät!“

„Ach ja!“, sagte der König.



„Ach was!“, sagte Sofia. „Deswegen bin ich nicht hier.“ Sie zerrte Hagia in die Mitte des Saales, wo Alex und Andra mit ihren Eltern standen.

„Dein böses Spiel ist aus“, sagte Sofia. „Versuch’ zu retten, was von der Perveskaya-Ehre noch übrig ist, und mach deinen Fehler ungeschehen!“

Die alte Hagia blickte störrisch in die Runde, sie ließ sich nicht einschüchtern. „Was willst du denn machen, wenn ich nicht helfe?“, sagte sie hämisch. „Selbst du kannst meinen Zauberbann nicht lösen.“

Sofia schaute sie drohend an, und Hagia sagte widerstrebend: „Also gut, also gut!“ Und zu Alex und Andra gewandt sagte sie: „Wollt ihr überhaupt wieder zusammen?“

Alex sagte: „Durchaus...“

„... und durchum!“, fügte Andra hinzu.

„Dann müsst ihr mir eine Frage beantworten“, trumpfte Hagia höhnisch auf. „Als ich euch zerteilt habe – habe ich bei meinem Hieb das Zauberschwert aufwärts oder abwärts geführt?“

Ein Murmeln erhob sich unter den Hofleuten. Alex und Andra sahen sich ratlos an. Sie konnten die Antwort nicht wissen, denn die böse Hagia hatte hinter Alexandra gestanden, als sie den dreisten Schwertstreich ausführte. Die beiden halben Mädchen warfen ihre Krücken fort und umarmten sich, sie pressten ihre Körperhälften fest aneinander, um besser denken zu können.



Es half alles nichts. Aber irgendetwas mussten sie antworten, denn es gab kein Zurück. Sie hatten sich auf Hagias abgefeimtes Spiel eingelassen, jetzt mussten sie es auch zu Ende bringen.

Sie konnten nur raten. Jede Antwort konnte die falsche sein. Sie erinnerten sich, wie einst die Königin in das Spielzimmer gekommen war und sich über die Unordnung aufgeregt hatte: „Alexandra! Du hast die Kiste mit den Lego-Steinen auf den Boden geschüttet, sammle sie gefälligst wieder zusammen! Wer A sagt, muss auch B sagen!“ Alexandra hatte nur bockig mit ihrem Stiefel aufgestampft, die Zähne unwillig zusammengebissen und jeden Widerspruch vermieden. Dann, nachdem die Königin verschwunden war, hatte die Prinzessin ihrer Zofe befohlen, die Legos einzusammeln.

Daran dachten Alex und Andra jetzt. In ihrer Hilflosigkeit sagte Alex: „Wer A sagt...“

„... muss auch B sagen!“, ergänzte Andra.

Das böse Lächeln verschwand aus Hagias Mundwinkeln, sie wurde kreidebleich. In ihrer ohnmächtigen Wut biss sie in ihren goldenen Zauberstab, bis er zerbrach.

„Wie habt ihr das gewusst?“, kreischte sie.

Alex und Andra sahen sie ebenso verblüfft an wie ihre Eltern und die versammelten Höflinge.

„A... B... ab!“, schrie Hagia. „Abwärts ging mein Hieb, das stimmt!“ Ihre Stimme überschlug sich fast. Sie zog ihr Schwert



und wollte einen wahren Hexentanz vor dem Thron aufführen, aber die Zauberschleifen an ihren Knöcheln hinderten sie, und so stürzte sie zu Boden. Sofia trat heran, legte ihr die Hand auf die Schulter und zwang sie, sich augenblicklich zu beruhigen.

„Hast du nicht etwas vergessen?“, fragte sie ihre Schwester.

Hagia nickte kleinlaut. Sie bedeutete Alex und Andra, sich zusammenzustellen. Dann führte sie das Zauberschwert in umgekehrter Richtung, von unten nach oben an der Trennlinie zwischen den beiden halben Mädchen vorbei und – plötzlich waren sie wieder eins. Einander ansehen konnten sie jetzt nicht mehr, aber übergücklich schaute die Prinzessin in die Runde.

Alex sagte: „Denn erstens kommt es anders...“

„... und zweitens als man denkt“, bestätigte, äh, Andra.





## DAS VERLIES IM WEINKELLER

**M**ir ist so langweilig“, sagte Prinzessin Alexandra und zupfte lustlos am Fell ihres blauen Stoffhunds, den sie Onze nannte. Niemand hörte sie, denn sie war in dem riesigen Thronsaal allein. „So ein Käse!“, rief sie lauter, dass es von den Wänden widerhallte. Aber nichts geschah.

Mit einem Stoffhund kann man nicht den ganzen Tag lang spielen, und da erinnerte die Prinzessin sich an die sehr lebendigen süßen kleinen Kätzchen, die sie immer besuchte, wenn sie auf dem Weg zu ihren Großeltern war. Die wohnten nämlich nur zwei Straßen vom Palast entfernt. Niemand war da, den sie um Erlaubnis fragen konnte, ob sie schnell mal eine Stippvisite bei der grauen und der orangen Katze um die Ecke machen durfte – der König und die Königin befanden sich auf Staatsbesuch außer Landes, Alexandras Kammerzofe war zum Schnäppchenmarkt in die Vororte gefahren, und nicht einmal der Großwesir war zu sehen.

Viel konnte ja nicht passieren, und so machte sich Alexandra mit Onze auf den Weg. Ein paar Reste von ihrem Frühstück hatte sie wie immer dabei, denn die Kätzchen waren ständig hungrig.



Als am Abend im Thronsaal die Leuchter entzündet wurden, fiel es dann doch auf, dass die Prinzessin verschwunden war. Der Wesir ließ den gesamten Palast absuchen, aber Alexandra war nirgends zu finden. Gegen Mitternacht gab der Wesir zu, dass der Fall ernster war als zunächst angenommen. So schwer es ihm als Verantwortlichem fiel, musste er doch einen reitenden Boten losschicken, um die Majestäten von dem Unglück in Kenntnis zu setzen.

Währenddessen erwachte Alexandra aus einer tiefen Ohnmacht und konnte sich an nichts erinnern. Sie sah sich um: Sie befand sich in einer kalten, feuchten Höhle unter der Erde. Um sie herum standen gewaltige Fässer aus uraltem Holz. Sie verströmten einen süßlich-muffigen Geruch, der in einem Weinkeller häufig zu finden ist. Die Höhle war nur von einer trüben Lampe erleuchtet, aber Alexandra konnte eklige weiße Pilze erkennen, die aus den modrigen alten Holzböcken hervorwuchsen, auf denen die Fässer gelagert waren. Die Höhle öffnete sich zu einem größeren Kellergewölbe, doch der Ausgang war ihr durch ein Eisengitter versperrt: Sie war gefangen!

Schon spürte sie, wie ihr die Angst die Kehle zuschnürte, da sah sie durch die Gitterstäbe ihr gegenüber einen großen Löwen sitzen. Sein Schwanz bewegte sich unablässig, und er starrte sie interessiert an.

„Wer bist du denn?“, fragte Alexandra.



„Ich bin der Löwe“, sagte der Löwe.

„Was machst du hier?“

„Ich beobachte dich.“

„Hast du mich hierher gebracht?“

„Ja, ich habe dich entführt!“, sagte der Löwe und strich sich mit der Tatze selbstzufrieden über die Barthaare.

Bevor es Alexandra wieder mit der Angst bekam, fragte sie lieber gleich mutig weiter: „Entführt? Mich? Warum denn?“

„Weil ich mich langweile!“, sagte der Löwe und seufzte.

„Das ist doch kein Grund, Leute einfach zu kidnappen!“, entrüstete sich die Prinzessin.

„Für mich reicht er!“, antwortete er pikiert.

„Ich langweile mich doch auch ständig, aber ich würde trotzdem niemals jemanden entführen!“

„Du langweilst dich auch? Wieso denn bloß? Du bist doch die Prinzessin und führst ein aufregendes Leben.“

„Ach, im Palast gibt’s doch nur Erwachsene, die sind alle langweilig. Und ich muss immer tun, was sie wollen. Die wissen doch nicht mal, wie man Geri Halliwell richtig schreibt!“

„Geri was?“, fragte der Löwe.

„Dummkopf!“, sagte Alexandra wütend, und trat ihm durch das Gitter kräftig auf seine Tatze.

„Auuuu!“, schrie der Löwe. „Das tut doch weh! Jetzt musst du mir auf die Tatze pusten, damit der Schmerz nachlässt!“



„Wieso leckst du dir nicht die Pfoten wie andere Katzen auch? Ich kenne da zwei ganz süße Kätzchen, die machen das den ganzen...“

„Weil ich keine Zunge habe“, sagte der Löwe.

„Du hast keine Zunge?“, fragte Alexandra ungläubig. „Aber wieso kannst du dann sprechen?“

„Das weiß ich auch nicht“, sagte der Löwe und wunderte sich selbst ein wenig.

„Und woher willst du dann wissen, welches dein Lieblingseis ist?“

„Ich habe keins, weil ich es nicht schmecken kann“, sagte der Löwe betrübt.

Alexandra schwieg eine Minute. „Kein Wunder, dass du dich langweilst. Zum Spaß haben ist eine Zunge ganz schön wichtig.“ Wieder dachte sie nach. „Und was machen wir jetzt?“, fragte sie und rüttelte an dem Gitter.

„Hier bei mir passiert überhaupt nichts. Vielleicht wird es jetzt ja lustiger, wo du da bist.“

Alexandra überlegte. „Wie steht’s mit deinen Ohren? Hast du vielleicht eine CD von Atomic Kitten, die wir hören könnten?“

„Nein, so etwas habe ich nicht“, seufzte der Löwe traurig.

„Gibt es hier einen Swimmingpool, in dem wir Kopfsprung üben können?“

„Auch nicht!“, war die Antwort.



„Hast du denn wenigstens einen Sessellift, mit dem wir ins Gebirge hinauffahren können, um dann zu Fuß zurückzulaufen?“

„Ja, den gibt es“, sagte er lahm.

„Na supi!!“, rief Alexandra. „Worauf warten wir noch? Das bringt doch riesigen Spaß! Da machen wir heute eine tolle Bergtour! Du darfst im Lift neben mir sitzen!“

„Geht leider nicht“, sagte der Löwe.

„Wieso?“

„Der Strom ist ausgefallen. Und niemand weiß, wann er wieder angestellt wird.“

„So ein Käse!“, sagte Alexandra und ließ mutlos die Schultern hängen.

Der Löwe starrte trübsinnig auf seine schmerzende Tatze, und Alexandra fiel nichts mehr ein, wie sie ihn aufheitern konnte. Herauslassen wollte er sie offensichtlich nicht. Sie schaute sich in der Höhle um, und obwohl sie kaum etwas erkennen konnte, bemerkte sie doch, dass die Höhle nach hinten noch einen weiteren Ausgang hatte. Sie schaute kurz auf den Löwen, der sie im Augenblick nicht weiter zu beachten schien, und erkundete dann den dunklen Gang mit den kalten glatten Wänden, der aus der Höhle führte. Merkwürdigerweise hinderte sie kein zweites Gitter, tiefer in das Höhlenlabyrinth einzudringen. Der Löwe hatte ihr solchen Mut wohl nicht zugetraut. Ein paar Mal verfiel sie sich in der Dunkelheit in Spinnweben und schrie laut auf,



denn Spinnen fand sie wirklich ekelig. Aber dennoch tastete sie sich vorsichtig weiter vor.

Und tatsächlich: Bald sah sie einen Lichtschimmer, der immer heller wurde. Der Gang mündete am Fuß einer engen Holzterrasse, die auf die Dachveranda eines geräumigen Hauses führte – es war direkt an den Berg gebaut. Jetzt konnte Alexandra sehen, wo sie sich befand. Das Haus überragte ein kleines, lieblich gelegenes Bergdorf mit alten Häusern aus Fachwerk und weiß gekalkten Wänden, die sich in ein steiles Felstal duckten. Auf den Straßen sah sie Menschen, die Dorfbewohner – Untertanen ihres Vaters, des Königs. Die würden ihr sicher helfen, nach Hause zurückzukehren: Sie war gerettet.

Alexandra trat in der heißen Mittagssonne auf die staubige Dorfstraße und machte sich auf den Weg zum Marktplatz. Doch dann zögerte sie plötzlich. Ihr fiel nämlich der Löwe ein, der immer noch traurig vor ihrem Kerker im Weinkeller saß. Er tat ihr Leid, obwohl er sie doch so brutal entführt hatte. Aber natürlich konnte sie ihn verstehen, denn Langweile war ein Gefühl, das sie wirklich gut kannte.

Ihr war etwas mulmig zu Mute, aber dennoch wagte sie sich noch einmal in das große, prächtige Haus am Berg. Im Erdgeschoss traf sie einen freundlichen Mann, der sie nicht erkannte, sondern sofort zu einer Weinprobe einlud, denn das Haus gehörte einem berühmten Weinhändler, der im ganzen



Reich bekannt war und seinen Wein in viele Länder verkaufte. Alexandra hatte noch nie Wein probiert, und auch jetzt hatte sie wirklich andere Probleme. Aus Höflichkeit nahm sie das winzige Tongefäß, das er ihr anbot, probierte den Wein und verzog das Gesicht, denn er schmeckte ihr überhaupt nicht. Deswegen ging sie direkt auf die Höhle im Keller des Hauses zu und näherte sich dem Löwen von hinten – er hatte seine Stellung offensichtlich noch nicht geändert.

„Mein blauer Stoffhund heißt Onze, weil elf meine Lieblingszahl ist“, sagte Alexandra. „Wie wäre es, wenn ich dich Douze nenne?“

Diesmal war es an dem Löwen, mit einem Riesenschrecken zusammenzufahren. Er drehte sich blitzschnell um und fuhr seine Krallen aus. Natürlich staunte er nicht schlecht, als er seine Gefangene erkannte und sie frei und furchtlos vor sich stehen sah.

„Douze?“, sagte er zögernd. „Ja, daran könnte ich mich gewöhnen.“

„Ich mache dir einen Vorschlag: Du kommst mit in den Palast, und zusammen probieren wir, ob wir die Langweile nicht vertreiben können!“

Der Löwe entblößte seine Riesenfänge – das sollte ein Lächeln sein. Und er sah sie dankbar an. Alexandra packte seine Mähne mit beiden Händen, schwang sich auf seinen Rücken und ritt zufrieden zum Palast zurück.



So kam es, dass die Prinzessin neben dem blauen Hund, dem grauen und dem orangen Kätzchen nun auch einen großen goldbraunen Löwen als Spielgefährten bekam, und es heißt, dass sie seitdem viel seltener Grund hatte, empört „So ein Käse!“ auszurufen.

Der König war sehr dankbar dafür, dass er auch diesmal seine Tochter unversehrt zurückbekommen hatte, und er beschloss, dem Löwen ein Denkmal zu setzen. Mitten in der großen Stadt, die bekanntlich nach einem weisen alten Mütterchen namens Sofia benannt ist, gibt es eine große Brücke, und seit dieser Zeit wird sie von vier in Stein gehauenen Löwen bewacht. Und wenn ihr genau hinseht, werdet ihr feststellen, dass keiner der Löwen eine Zunge hat.



## DER BESUCH AUF DER HAMMABURG

Es war einmal in den Sommerferien, als Prinzessin Alexandra bereits herangewachsen war und ihre Führerscheinprüfung bestanden hatte. Da luden ihre Tante, Prinzessin Hai-Keh, und ihr Onkel, Prinz André, viele Freunde in den Palast auf der Hammaburg ein. Statt aus Bulgarien kam Prinzessin Alexandra diesmal aus Afrika, und sogar aus dem fernen China waren die Gäste angereist, nämlich Königin Ute, genannt die „Zeh-Reckerin“, und König Sven Salinensis mit ihrer Tochter, Prinzessin Hannah.

„Darf ich vorstellen: Meine Patentochter Alexandra“, sagte Prinz André zu Hannah. Dann wandte er sich um: „Und das ist meine Patentochter Hannah. Der Altersunterschied meiner beiden Patentöchter beträgt genau zehn Jahre, das kann ich mir leicht merken“, fügte der Prinz hinzu, der im Kopfrechnen bekanntermaßen schwach war.

„Hello, how are you?“, fragte Alexandra.

„Wieso kannst du Englisch?“, fragte Hannah zurück.



„Das lerne ich in der Schule“, antwortete Alexandra. „Und wieso kannst DU Englisch?“

„Natürlich lerne ich das auch in der Schule, weil ich doch auf die Hong Kong Academy gehe!“, sagte Hannah. „Spielst du ‚Schiffe versenken‘ mit mir?“

„Hannah – das ist ein schöner Name“, sagte Alexandra. „Hat er eine Bedeutung?“

„Ja“, sagte Hannah. „Er stammt aus der Bibel, da ist die Rede von dem Propheten Hananja, und das heißt auf Hebräisch ‚Gott ist gnädig‘. Und in der Form ‚Hannah‘ bedeutet es ‚anmutig, lieblich, bezaubernd‘.“

„Ein schöner Name – der passt zu dir“, sagte Alexandra.

„Danke. C4?“, fragte Hannah, denn inzwischen hatten die beiden Prinzessinnen ihre Partie „Schiffe versenken“ begonnen, weil sich ihre königlichen Eltern und Verwandten über total langweilige Dinge unterhielten. „Und du? Warum haben dich deine Eltern Alexandra genannt?“

„Das ist eine lange Geschichte, die in einem anderen Märchen aufgeschrieben worden ist. Jedenfalls bedeutet der Name auf Griechisch ‚die Beschützerin‘. Mein Ur-Ur-Ur-Großvater Alexander war Zar von Russland.“

„Aber warum trägt eine bulgarische Prinzessin den griechischen Namen eines russischen Zaren?“

„Das ist Babylon!“, meinte Alexandra achselzuckend.



„Was meinst du damit?“

Da mischte sich Hannahs Vater, König Sven Salinensis, ein, der wie seine Frau ein berühmter Bibel-Gelehrter war: „Hannah, du erinnerst dich doch bestimmt, dass ich dir von der biblischen Geschichte erzählt habe, in der es um den Turmbau zu Babel geht. Babel heißt auf Griechisch Babylon – genau diese Stadt meint Alexandra nämlich.“

„Du meinst die Geschichte, in der die Leute einen Turm in den Himmel bauen wollten, bis Gott ihre Sprache verwirrte und sie sich nicht mehr verstehen konnten?“

„That’s right. E6?“, sagte Alexandra.

„Du merkst: Die Sprachverwirrung ist bis heute nicht vorbei“, sagte König Sven.

„Treffer!“, sagte Hannah. Und während sie auf dem Spielquadrat das Kreuzchen ausstrich, sagte sie: „So viele Sprachen kann ja kein Mensch lernen.“

„Aber du bist zehn Jahre jünger als ich, also erst acht, und kannst doch jetzt schon mehrere Sprachen“, sagte Alexandra.

„Ja, in der Academy lerne ich neben Englisch auch Mandarin.“

„Mandarin, kann man das essen?“, fragte Alexandra.

„Nicht MandaRINE, sondern MandaRIN!“, lachte Hannah.  
„Das ist doch die Sprache, die die meisten Chinesen sprechen.“



Jeden Tag habe ich eine Stunde Unterricht bei meinen Lehrern Feng Loashi und Xu Laoshi.“

„Cool. C4?“, sagte Alexandra.

„C4 ist daneben. Und wo gehst du zur Schule?“

„In Nairobi. Das ist in Afrika. Nach der Schule übe ich Klavier, und ich spiele in zwei Orchestern mit, und zwar Bratsche. Und Querflöte will ich auch noch lernen.“

„Klavierunterricht habe ich auch“, sagte Hannah.

„Cool“, sagte Alexandra und erzählte weiter: „Meine Nachbarn in Nairobi sind Löwen, Büffel, Affen, Giraffen, Elefanten und haste-nicht-gesehen. Die leben aber nicht in Käfigen, sondern ganz frei in der Savanne. Und es gibt auch Parks, wo wir die Tiere füttern können.“

„Wie willst du denn Giraffen füttern?“, fragte Hannah. „Da musst du ja auf einen Turm steigen.“

„That’s right!“, sagte Alexandra.

„Das möchte ich auch mal erleben!“, sagte Hannah. „Können wir dich nicht mal besuchen?“

„Klar. Sag einfach Bescheid, mit wie viel Gefolge du kommst. Ich gebe dir meine Email-Adresse. Hier, schau mal: Bvlgaria@...“

„Und wieso bist du dann nicht in Bulgarien?“

„Weil die Lieblingstiere meines Vaters die Elefanten sind. Deshalb mache ich in Afrika mein Abitur.“



„Aber Bulgarien wird doch mit ‚u‘ geschrieben, und nicht mit ‚v‘!“, rief Hannah.

„Ja, meine Adresse habe ich von einem Parfüm übernommen, die schreiben das nämlich so, weil früher im Lateinischen jedes ‚u‘ als ‚v‘ geschrieben wurde.“

„Und was ist Lateinisch?“

„Das ist die Sprache, die die Römer vor 2000 Jahren sprachen, als Christus geboren wurde. Da haben sie nämlich die ganze Welt beherrscht.“

„Wieso sprachen sie dann nicht Römisch?“

„Tja, manche Sprachen haben komische Namen. Die Römer hießen Römer, weil ihre Hauptstadt Rom war, und die liegt in Italien, und heute sprechen sie sowieso Italienisch.“

„Wieso ist dann Lateinisch so wichtig? Wer spricht denn das überhaupt noch?“

„Nicht mehr so viele Leute heutzutage“, sagte Alexandra.  
„Vor allem der Papst, das Oberhaupt der katholischen Kirche. Der war vorher ein deutscher Kardinal, und jetzt spricht er Lateinisch mit seinen Kardinälen und Bischöfen, die aus aller Welt zu ihm in seinen Palast nach Rom kommen. Lateinisch haben sie vorher alle gelernt, und so verständigen sie sich.“

„Augenblick, warte mal, so ein Quatsch – wer soll denn da noch mitkommen?“, sagte Hannah. „Also, der deutsche Papst zieht nach Rom, aber nicht, um mit den Römern zu sprechen, die



Lateinisch zwar erfunden haben, aber Italienisch sprechen. Stattdessen spricht er Lateinisch ausgerechnet mit allen Leuten, die nicht aus Rom sind! Oder wie?“

„That’s right! Babylon eben!“, sagte Alexandra und zuckte wieder mit den Achseln.

„Da blickt doch keiner mehr durch!“, meinte Hannah. „Wenn ich mit den Menschen reden will, kann ich doch nicht alle Sprachen der Welt lernen! Was sprechen denn die Leute in Nairobi?“

„Suaheli“, sagte Alexandra.

„Davon habe ich keine Ahnung!“, stöhnte Hannah.

„Doch“, sagte Alexandra. „Du kennst bestimmt den kleinen Löwen, der später zum König der Löwen wird.“

„Simba!“

„That’s right! Und damit kennst du auch das Suaheli-Wort für ‚Löwe‘! Und welches Lied singen Timon und Pumbaa gemeinsam?“

„Hakuna Matata‘!“

„Right again! Das sagen die beiden immer, wenn sie ‚Kein Problem!‘ meinen. Also kannst du bereits Suaheli!“

„Und in Indien könntest du dich bestimmt auch verständigen“, sagte Prinzessin Hai-Keh, die den beiden Mädchen zugehört hatte, weil die Männer sich mal wieder über Computer unterhielten. Hai-Keh hatte lange in Indien gelebt und dort Hindi



gelernt, eine der zwei Dutzend Hauptsprachen jenes Landes, das man ebenfalls als wahrhaft babylonisch bezeichnen kann.

„Nein, von Indien weiß ich nun wirklich überhaupt nichts“, sagte Hannah. „Mit Mandarin und Englisch habe ich schon genug zu tun.“

„Aber das ‚Dschungelbuch‘ kennst du doch?“, fragte Hai-Keh. „Da geht es ja nicht um den afrikanischen, sondern um den indischen Dschungel, wo die Hindi-Sprache gesprochen wird. Die Tiere im Film sprechen also nicht die Tiersprache, sondern eine indische Menschengesprache, nämlich Hindi. Die Wölfe nennen den Menschenjungen ‚kleiner Frosch‘, was auf Hindi ‚Mogli‘ heißt. Und Shir Khan bekam seinen Namen vom Wort ‚shir‘, was ‚Tiger‘ bedeutet. Also kannst du mir sicher auch sagen, welche Bedeutung der Name des lustigen Colonel Hathi hat...“

„Elefant!“ sagte Hannah.

„Genau. Und Balu?“

„Bär!“

„That’s right!“, sagte Alexandra.

Inzwischen hatten sich die Königinnen und Könige, Prinzen und Prinzessinnen der Festgesellschaft aufgemacht und waren zu einem Park in der Nähe der Hammaburg spaziert.

„Hat der Park einen Namen?“, fragte Hannah.

„Planten und Blumen“, antwortete Prinz André.

„Das verstehe ich nicht, bedeutet der Name etwas?“



„Das ist Plattdeutsch und heißt: ‚Pflanzen und Blumen‘.“

„Nicht schon wieder!“, stöhnte Hannah. „Wieso sprechen sie in Deutschland nicht einfach Deutsch?!“

„Babylon!“, sagte, na ihr wisst schon, wer.

Im Park fand Hannah eine Höhle, in der sie spielen wollte. Königin Ute, Prinzessin Alexandra und Prinz André folgten ihr, weil es gerade zu regnen begann und alle Ausflügler unter Dächern und Bäumen flüchteten. In der Höhle wohnte eine riesige Schlange, die war so dick wie ein Autoreifen, sah aus wie ein gewaltiges Tau und hatte eine Länge von mindestens zehn Metern. Prinz André zog besorgt sein Schwert, weil er nicht wusste, ob die Schlange gefährlich war. Doch Hannah sprang mutig auf den Rücken des Ungeheuers und rief: „Ihr braucht keine Angst zu haben, denn wenn ich auf ihr reite, tut sie niemandem etwas!“

Da reckte Königin Ute beruhigt ihre Zehen, und Prinz André griff wieder zu seiner Kamera, weil er während des ganzen Tages Aufnahmen machte.

„Musst du denn alles filmen?“, wollte die leicht genervte Prinzessin Hannah wissen.

„Na ja, genau wie du wünsche ich mir eine Sprache, die alle Menschen verstehen“, sagte Prinz André. „Und ich denke mir, dass ich mich mit meinen Filmbildern sehr viel mehr Menschen verständlich machen kann als nur mit Worten einer bestimmten Sprache.“



„Wieso? Im Kino sieht man von Pippi Langstrumpf doch nicht nur Bilder – sie spricht auch immer.“

„Das stimmt allerdings“, sagte Prinz André betrübt.

Hannah ritt weiter auf der Schlange, bis sie plötzlich sagte:  
„Ich weiß was! Ich spiele mit Alexandra vierhändig Klavier, und Mama spielt dazu Flöte. Das verstehen die Menschen in der ganzen Welt!“

„That’s right“, sagte Alexandra. „Treffer!“



## HANNAH REIST NACH AFRIKA

Nachdem die Prinzessinnen Hannah und Alexandra auf der Hammaburg Freundinnen geworden waren, kehrten sie am Ende der Ferien nach Hongkong beziehungsweise Nairobi zurück. Die erste Email, die Alexandra an Hannah schrieb, lautete so: „Unsere Pastorin Tabea Topf ist plötzlich sehr krank geworden und dann innerhalb kurzer Zeit gestorben. Wir haben keine Ahnung, wann ein neuer Pastor zu uns in die Gemeinde kommt. Deine Eltern sind doch Fachleute – können sie uns nicht fürs Erste aushelfen?“

Die Antwort aus Hongkong kam schnell: „Wir wollen euch gern unterstützen und Beistand leisten, bis ein neuer Pastor eintrifft. Wir machen uns sofort auf die Reise!“ Nicht nur Alexandra freute sich, sondern auch Hannah, weil sie schon vorher gewünscht hatte, die Heimat des Löwen Simba in Ostafrika kennen zu lernen. Jetzt staunte sie, wie schnell ihr Wunsch in Erfüllung ging.

Das Schiff von Königin Ute und König Sven, die Simona Petra, lag segelfertig in Repulse Bay unterhalb des Palastes vor Anker. Schon bald ging die königliche Familie an Bord, die Simona Petra stach in See und segelte in Richtung Afrika.



Hannahs Chinesischlehrer begleiteten die Prinzessin, und jeden Tag lernte sie ihre Lektionen. Aber sie hatte auch genug Zeit zum Spielen, oder sie schaute den Seeleuten interessiert bei der Arbeit zu. Der König und die Königin lagen auf dem Sonnendeck und genossen das schöne Wetter. Wem es zu heiß wurde, der sprang einfach ins Meer. Dazu musste das Schiff die Geschwindigkeit nicht drosseln – vielmehr ließ der Kapitän am Heck ein großes Netz auswerfen, das mit seinem oberen Rand aus Gummischlangen praktisch ein Schwimmbecken bildete – so konnten alle Passagiere nach Herzenslust baden, ohne dass die Gefahr bestand, abgetrieben zu werden.

Doch am zehnten Tag der Seereise schlug die fröhliche Ferienstimmung urplötzlich um: Im Rumpf der Simona Petra knirschte es grässlich – das Schiff war auf ein Riff gelaufen und saß fest. Was viel schlimmer war: Der Riss in der Bordwand war so groß, dass der Kapitän mit dem Untergang des Schiffes rechnen musste. Sofort befahl er: „Alle Mann von Bord!“

Hannah staunte über sich selbst: Sie blieb völlig ruhig, als sie die Schwimmweste überstreifte. Sie blickte zu ihren Eltern hoch und sagte: „Ich habe überhaupt keine Angst!“

Auch der König und die Königin wirkten sehr gelassen. König Sven sagte: „Dazu hast du auch gar keinen Grund. Denn wir sind alle in Gottes Hand. Schaut mal, da drüben ist eine Insel!“



Der Kapitän, der gerade Hannahs Schwimmweste festzurte, kratzte sich am Kopf: „Ich kann mir das überhaupt nicht erklären. Laut meiner Seekarte soll das Meer an dieser Stelle 4000 Meter tief sein. Hier ist überhaupt keine Insel eingezeichnet, und Klippen unter der Wasserlinie erst recht nicht!“

Das Königspaar beruhigte den Kapitän, denn niemand an Bord war zu Schaden gekommen. Jetzt ließ man die Rettungsboote zu Wasser, und die Matrosen ruderten die königliche Familie zur Insel hinüber. Die übrigen Passagiere und Seeleute folgten in den anderen Booten.

Plötzlich rief Königin Ute: „Achtung, das Schiff brennt!“ Tatsächlich quoll schwarzer Rauch aus dem Schiffsrumpf, und alle Ruderer bemühten sich, den Abstand zwischen den Booten und der Simona Petra schnell zu vergrößern.

König Sven setzte als Erster seinen Fuß auf die Insel und sagte: „Passt auf, es ist sehr matschig hier.“ Hannah sprang ins hohe Gras und merkte, dass ihre Schuhe bei jedem Schritt im Morast ein schmatzendes Geräusch machten.

Der Kapitän hatte sich versichert, dass niemand mehr an Bord war, lud dann alle lebensnotwendigen Vorräte ein und kam auch zur Insel herüber. Hier stand er nun, kratzte sich wieder und starrte kopfschüttelnd auf sein Schiff. „Es raucht zwar, aber das ist kein Feuer“, sagte er fassungslos. „Und es stinkt verteuftelt nach Schwefel. Ich schaue mir das mal aus der Nähe an!“ Mit ein



paar Matrosen ruderte er zurück zur Simona Petra. Einer der Männer sprang ins Wasser und tauchte hinab, um den Schiffsrumpf zu untersuchen.

Bald kam die kleine Expedition zurück. Der Kapitän berichtete: „Offenbar handelt es sich um einen Vulkan, der unter Wasser durch seine Ausbrüche zu einem Berg emporgewachsen ist und jetzt die Wasserlinie fast erreicht hat. Es war gewaltiges Pech, dass wir ausgerechnet auf seiner Spitze steckengeblieben sind!“

„Na ja“, sagte König Sven beschwichtigend. „Es hätte auch schlimmer kommen können – zum Glück hat uns kein großer Fisch gefressen wie den Propheten Jona!“

„Stimmt, doch jetzt müssen wir abwarten, dass ein anderes Schiff vorbeikommt und uns mitnimmt. Ich fürchte aber, das könnte lange dauern, denn wir sind abseits der befahrenen Schifffahrtsrouten gesegelt!“

Hannah war inzwischen auf einen Baum geklettert, um die Insel zu erkunden. Diese war sehr flach und lag völlig isoliert im Meer – zu allen Seiten dehnte sich der endlose Horizont. In einiger Entfernung von der Stelle, an der die Schiffbrüchigen an Land gegangen waren, entdeckte Hannah Delfine, die in Ufernähe im Wasser spielten. Sie kletterte vom Baum und lief auf die Tiere zu. Die ließen sich nicht stören – nur einer bemerkte das



Menschenkind, das sie beobachtete. Er schwamm auf sie zu und reckte sich aus dem Wasser.

„Schönes Wetter heute“, sagte der Delfin versuchsweise und unverbindlich.

„Du kannst sprechen?“, fragte Hannah überrascht.

„Natürlich kann ich sprechen. Ungewöhnlich ist eher, dass du mich verstehst. Die meisten Menschen scheren sich nicht um die Tiersprache. Dabei müssten sie sich nur ein wenig anstrengen. Wer genauinhört, dem wird schnell klar, dass keine Kuh und kein Schwein sagen würde: ‚Bitte schlachte mich, ich möchte von dir verspeist werden!‘ Ist doch logisch, oder?“

„Völlig logisch“, sagte Hannah.

„Da muss man schon ganz schön schwerhörig sein, um das nicht zu verstehen! Und mit den Tieren im Meer genauso: Welcher Fisch würde sagen: ‚Vielen Dank, dass ihr die Netze auslegt, damit ihr uns fangen und braten könnt.‘ Nein, wer fragt, bekommt auch eine Antwort. Deshalb fragen die Menschen gar nicht erst. Wie heißt du überhaupt?“

„Ich heiße Hannah, und ich kann dich sehr gut verstehen.“

„Dann musst du eine Prinzessin sein, denn die verstehen die Sprache der Tiere.“

„Stimmt! Und wie heißt du?“

„Zacken.“

„Zacken? Wieso denn das?“



„Na, schau dir doch meine Rückenflosse an!“ Tatsächlich sah Zackens Rücken zerschunden aus: Das gleichmäßige Dreieck der Rückenflosse war in der Vergangenheit offenbar mehrfach verletzt worden und wies tiefe Kerben auf.

„Wie ist das passiert?“, fragte Hannah.

„Ich bin in ein Schleppnetz geraten, mit dem Haie gefangen werden. Fast wäre ich darin umgekommen. Doch im letzten Moment konnte ich mich dann losreißen.“

Unterdessen versuchten sich die übrigen Schiffbrüchigen auf der Insel einzurichten. Sie konnten tatsächlich nicht viel mehr tun als warten. Königin Ute setzte sich in ihren Liegestuhl, reckte wohligh ihre Zehen und genoss das herrliche Wetter. Nach ein paar Minuten fragte sie verwundert: „Was ist denn mit der Sonne los?“

„Wieso?“, fragte König Sven.

„Also, ich habe mich eben extra so hingesezt, dass sie mir auf den rechten Arm scheint, denn beim Sonnenbad auf dem Schiff kam sie immer von links. Ich habe mich seitdem überhaupt nicht bewegt, und trotzdem scheint sie jetzt wieder von links!“

„Vom Aufgang bis zum Untergang braucht die Sonne bekanntlich einen ganzen Tag. Dass sie innerhalb von ein paar Minuten die Richtung wechselt, ist doch wohl unmöglich“, sagte der König etwas ungehalten.

„Dann erklär’ mir doch, was hier los ist!“, sagte die Königin.  
„Und das Schiff ist auch weg.“



„Was heißt: weg?!“, rief der König alarmiert. Alle schauten auf die Stelle, wo eben noch die Simona Petra gelegen hatte.  
„Wenn sie untergegangen wäre, hätten wir das doch hören müssen!“

Der ebenso erschrockene Kapitän kletterte auf den nächsten Baum und schaute sich um. „Sie liegt plötzlich auf der anderen Seite der Insel“, meldete er und kratzte seinen Schädel. „Aber bewegen kann sie sich nicht. Das bedeutet... das bedeutet...“, stotterte er. „Das bedeutet, dass die Insel sich dreht!“

Die Schiffbrüchigen schauten sich verblüfft an. Der Kapitän befahl seinem Taucher, erneut ins Wasser zu springen. Schon bald kehrte der wieder an die Oberfläche zurück und bestätigte die Vermutung: „Wir sind auf keiner Insel gelandet, sondern auf einem riesigen Floß aus treibenden Büschen und Baumstämmen, die durch Schlingpflanzen zusammengehalten werden. Auf denen wachsen jetzt ganz normale Landpflanzen wie auf einer richtigen Insel.“

„Aber wenn wir auf der Insel ziellos durchs Meer treiben – wie soll man uns dann finden?“, fragte die Königin.

Alle schauten sich ratlos an. Sie merkten nun auch, dass sie vom Wrack der Simona Petra abgetrieben wurden.

Hannah hatte die Ereignisse aus einiger Entfernung beobachtet, denn sie befand sich immer noch in der Bucht, wo die Delfine spielten.



„Wir sind hier gestrandet“, stellte sie fest. „Dabei gibt es gar keinen Strand. Kein Wunder, dass alles so matschig ist. Unter dem Gras ist gleich das Wasser. Jetzt merke ich auch, dass der Boden leicht schwankt. Was sollen wir machen?“, fragte sie Zacken. „Kannst du uns helfen?“

„Im Prinzip ja“, sagte Zacken, sprang in die Luft und tauchte einmal ins Wasser, damit seine Haut nicht austrocknete. „Aber praktisch wird es schwierig. Denn selbst wenn ich Menschen finde, die euch helfen könnten... du weißt ja: Sie hören mir nicht zu.“

Hannah nickte traurig. Sie wusste, dass Zacken recht hatte. Die Narben auf seiner Rückenflosse sprachen eine deutliche Sprache. Dabei fanden die meisten Menschen Delfine durchaus sympathisch. Aber es gab eben zu wenige Prinzessinnen, die sie verstanden.

Da hatte Hannah eine Idee. „Kannst du bis nach Afrika schwimmen?“, fragte sie Zacken.

„Schwimmen kann ich noch viel besser als sprechen, ist doch klar“, antwortete Zacken etwas verstimmt. „Was für eine Frage!“

„Na ja, das ist doch bestimmt ganz schön weit.“

„Hakuna Matata. Null Problemo“, sagte Zacken. „Aber was soll ich da?“

„In Nairobi wohnt meine Freundin Alexandra. Und die ist auch Prinzessin, die kann dich verstehen. Wir sind auf dem Weg



zu ihr, und sie macht sich sicher Sorgen, wenn wir nicht wie verabredet eintreffen.“

„Liegt Nairobi denn am Meer?“, fragte Zacken.

„Nein, ich glaube nicht“, sagte Hannah und war sofort wieder mutlos. „Und über Land kann der beste Delfin nicht schwimmen, das ist klar.“ Sie überlegte einen Augenblick. „Moment mal, woher kennst du den Ausdruck ‚Hakuna Matata‘?“

„Wieso? Der passt doch immer dann besonders gut, wenn man ‚Kein Problem‘ sagen will!“

„Ja, aber das ist doch Suaheli, so reden sie in Afrika!“

„Klar. Ich weiß nicht nur, wo Afrika ist, ich war auch schon dort. Und da redet man natürlich das eine oder andere Wort mit den Einheimischen.“

„Dann können dir die Tiere auf dem Land vielleicht helfen!“

„Im Prinzip ja. Aber versprechen kann ich natürlich nichts!“

„Würdest du es für mich versuchen?“

„Aber nur, weil du eine Prinzessin bist“, sagte Zacken, sprang wieder im hohen Bogen durch die Luft und verschwand in den grünen Wellen.

In Nairobi wartete Prinzessin Alexandra bereits auf ihre Freundin Hannah, aber ihr war auch klar, dass die Schiffsreise von Hongkong mindestens zwei Wochen dauern würde. Daher hatte Alexandra beschlossen, die Herbstferien zu nutzen und auf der Insel Sansibar vor der afrikanischen Küste auszuspannen. Sie



stieg dort im Hotel Tembo ab und faulenzte ausgiebig in einer Hängematte unter den Palmen am Strand. Doch bald bekam sie Gewissensbisse – sie hatte oft das Gefühl, dass sie nicht einfach so untätig herumlungern dürfte, nicht einmal in den Ferien. Deshalb lieh sie sich ein paar DVDs mit französischen Filmen aus, die sie sich in der Originalfassung ohne Untertitel anschaute, um ihr Französisch durch derart praktische Übungen zu verbessern. Und sie war sehr zufrieden, als sie merkte, dass sie der Handlung trotz Originalsprache schon recht gut folgen konnte.

Jeden Tag schnorchelte Alexandra durch das glasklare Wasser des Ozeans über den Korallenriffen, die in vielfältiger Farbenpracht von Meeresgrund heraufleuchteten. Oft wurde sie dabei von Delfinen begleitet, die das saubere und warme Wasser um die Insel sehr schätzten. Alexandra verstand sich sofort mit den intelligenten Tieren und lernte von ihnen eine ganze Menge über das Meer und seine Eigenarten. Und so war sie nicht völlig überrascht, als ein paar Tage nach ihrer Ankunft ein fremder Delfin vor der Insel auftauchte, denn unter den Delfinen kursierte bereits seit einiger Zeit die Nachricht von einem Schiffsunglück mitten im Ozean. Die Prinzessin konnte allerdings nicht ahnen, wer von diesem Unglück betroffen war.

Zacken erfuhr von seinen Artgenossen, mit wem sie jeden Tag vor der Küste um die Wette schwammen, und war recht



erleichtert. Es dauerte nicht lange, bis er den Weg zu der Korallenbank fand, die Alexandra bevorzugte.

„Ich heiße Zacken“, stellte der Delfin sich vor.

„Zacken? Wie ein Zacken in meiner Krone?“

„So ähnlich“, sagte Zacken etwas schnippisch. „Nur dass du die Zacken deiner Krone noch hast, und mir fehlt er an meiner Rückenflosse.“

„Sieht schlimm aus“, sagte Alexandra mitfühlend. „Ein Schleppnetz?“

„Du kennst dich aus, stelle ich fest“, antwortete Zacken. „Zum Glück brauche ich kein Mitleid, aber dafür umso mehr deine Hilfe.“

„Wie kann ich dir helfen?“

„Du musst Hannah retten!“

„Hannah? Wie? Wo ist sie?“, fragte Alexandra erschrocken.

„Ihr Schiff ist auf einem Riff zerschellt, und nun treibt sie zusammen mit den Schiffbrüchigen hilflos auf dem Meer. Kannst du eine Rettungsmannschaft dort hinschicken?“

„Hmm“, überlegte Alexandra fieberhaft. „Das dauert zu lange. Ich glaube dir natürlich, aber welches Rettungsteam wird einem Mädchen glauben, das von einem Delfin um Hilfe gebeten wurde? Da müsste ich erst meine Eltern in Europa informieren... Nein! Ich mache dir einen anderen Vorschlag: Können wir nicht



etwas unternehmen, indem wir alle Delfine der Umgebung zu einer Rettungsaktion zusammenholen?“

„Das könnte klappen. Schneller wäre es jedenfalls. Willst du mitkommen?“

„Auf jeden Fall und haste-nicht-gesehen“, rief Alexandra und setzte ihre Taucherbrille auf.

„Dann halte dich an meiner Rückenflosse fest“, sagte Zacken. „Die hat schon ganz andere Sachen ausgehalten!“

Und so schwammen hundert Sansibar-Delfine auf das Meer hinaus, um die treibende Insel zu suchen. Bald kamen sie zu dem Unterwasser-Vulkan, auf dessen Spitze die Simona Petra weiterhin festsaß und keinerlei Anstalten machte unterzugehen. Aber die schwimmende Insel war vom Wind inzwischen weitergetrieben worden. Zacken erkundigte sich bei einem Albatros, der die Insel aber nicht bemerkt hatte. Dann trafen sie eine Familie von Blauwalen.

„Ja, die treibende Insel ist uns aufgefallen“, sagte Mutter Wal. „Aber wir waren zu weit entfernt, als dass uns jemand hätte ansprechen können. Wir haben jedenfalls niemanden bemerkt.“

„Wo ist die Insel euch denn begegnet?“, fragte Alexandra.

„Also, wir sind gerade von Neuseeland herüber geschwommen. Wenn ihr etwa in der Richtung weiterschwimmt, könntet ihr Glück haben“, meinte Mutter Wal und prustete zum Abschied eine Fontäne in die Luft.



Es war früh am Morgen auf der schwimmenden Insel, und die Erwachsenen schliefen noch in ihren Liegestühlen und Hängematten, die sie vom Schiff gerettet hatten. Nur Hannah war bereits wach und ließ ihre Beine ins Wasser baumeln. Ständig hielt sie nach Zacken Ausschau, aber sie wusste nicht recht, wohin sie spähen sollte, weil sich die Insel gern drehte und manchmal auch die Richtung wechselte.

So kam es, dass sie ganz unerwartet hinter sich eine bekannte Stimme hörte: „Hakuna Matata!“ Es war Alexandra, die von Zacken an einer anderen Bucht abgesetzt worden und so lange über die Insel gewandert war, bis sie die unfreiwilligen Bewohner fand.

Die beiden Mädchen fielen sich in die Arme.

„Mit dir hätte ich so schnell nicht gerechnet“, sagte Hannah.

„Man tut, was man kann“, sagte Alexandra und grinste: „Ich helfe euch natürlich nur, weil ihr mir in Nairobi helfen sollt. Klaro!“

„Cool“, sagte Hannah. „Und Zacken?“

„Wir verstehen uns!“, berichtete Alexandra stolz.

„Aber habt ihr denn ein Schiff mitgebracht, mit dem wir weiterfahren können?“

„Hakuna Matata“, sagte Zacken, der inzwischen herbeigeschwommen war. „Brauchen wir gar nicht. Lasst mich nur machen.“



Noch ehe der Frühstückstee für die Königin und den König aufgebrüht war, befanden sich die Schiffbrüchigen bereits wieder auf dem Weg nach Afrika: Die hundert Delfine packten jeweils eine der vielen Baumwurzeln, die unter der Insel ins Wasser hingen, und zogen sie in die gewünschte Richtung, ohne dass oben auch nur eine Teetasse umfiel.

Der Kapitän konnte nur schwer begreifen, dass er jetzt wieder Kurs auf sein ursprüngliches Ziel an der afrikanischen Küste aufgenommen hatte, ohne selbst die Kommandos zu geben. Vom vielen Kopfkratzen hatte er bereits eine Glatze. Königin Ute setzte sich nun bewusst gegen die Fahrriechung, damit sie endlich auch auf der rechten Seite braun wurde, während sie mit Alexandra ein Flötenduetto einstudierte. Hannah hörte zu. Sie hätte gern dazu auf ihrem Klavier gespielt, aber das war auf der Simona Petra zurückgeblieben.

„Müssen wir nun ein neues Schiff bauen lassen?“, fragte Hannah ihre Mutter, als die beiden die Flöten beiseite legten.

„Fragst du bitte deinen Vater?“, antwortete die Königin. „Ich muss mich jetzt auf meine erste Predigt in Nairobi konzentrieren!“

Endlich erreichte die Reisegesellschaft den kenianischen Hafen Mombasa, wo sie erstmals wieder sicheren Boden betrat. Hannah und Alexandra beschlossen, ihren Kronen jeweils einen Zacken hinzuzufügen, um sich immer an die selbstlose Hilfe der



Delfine und besonders des weisen Zacken zu erinnern. Sie verabschiedeten sich von ihren Rettern und stiegen in den Zug, der sie in die Hauptstadt Nairobi bringen sollte.

„Du wirst sehen, dort ist es längst nicht so heiß wie hier an der Küste“, sagte Alexandra zu Hannah. „Und Moskitos gibt es auch nicht. Wenn wir ankommen, gehen wir als Erstes im Village Market essen. Hast du Hunger?“

„Und wie!“

„Worauf?“

„Kein Fisch, kein Fleisch“, sagte Hannah.

„Null Problemo. Willkommen in Afrika“, sagte Alexandra.



## IM DSCHUNDEL

In der Zeit, als Prinzessin Alexandra in Kenia zur Schule ging, war sie mitten im Dschungel eines Nationalparks in einem Hotel untergebracht. Man hatte es am Ufer eines morastigen Flusses bewusst dort errichtet, wo die wilden Tiere zum Wasser kamen, um ihren Durst zu stillen. Das Hotel war aus Holz errichtet und grün angestrichen, passte sich also gut in die natürliche Umgebung ein. Die Hotelgäste wurden gebeten, sich grundsätzlich ruhig zu verhalten, um die Tiere nicht zu stören – dann ließen sie sich sehr gut beobachten. Alle Hotelzimmer hatten Balkons, von denen man die Wasserstelle überblicken konnte.

Immer war am Fluss etwas los: Regelmäßig kam eine riesige Büffelherde, meist leckten einige Antilopen am Uferschlamm, der für sie lebenswichtige Mineralien enthielt, und oft stolzierte ein langbeiniger Marabu stundenlang durch das Uferwasser, um im Schilf nach Fröschen zu suchen. Manchmal erschienen auch Elefanten und Leoparden zum Trinken, und falls die Hotelgäste es wünschten, dann konnten sie sich nachts sogar wecken lassen, wenn sich eines der seltenen Tiere zeigte.



In diesem Hotel wohnten auch Prinzessin Hannah und ihre Eltern, als sie von Hongkong in Afrika eintrafen, wo sie Alexandra besuchen wollten. In Alexandras Zimmer stand ein zweites Bett, und so konnten die Freundinnen zusammen wohnen.

„Mach’s dir bequem, du bist sicher müde von der langen Reise“, sagte Alexandra. Doch Hannah war bereits auf den Balkon hinausgelaufen, um auf den Fluss zu schauen.

„Pass auf, dass du die Tür und die Fenster geschlossen hältst!“, sagte Alexandra.

„Wieso, es ist doch warm, sind wir hier nicht am Äquator?“, meinte Hannah.

„Stimmt, der ist gleich da drüben.“

„Wo?“

„Na ja, den Äquator kann man natürlich nicht sehen, aber laut Landkarte führt er direkt durch den Park. Ich zeige dir nachher die Stelle, da haben sie ein Schild aufgestellt.“

„Und warum soll ich die Fenster dann schließen?“, fragte Hannah noch einmal.

Bevor Alexandra antworten konnte, schwang sich plötzlich ein Äffchen vom oberen Stockwerk herunter, kletterte über das Balkongeländer, sprang mit einem Satz ins Zimmer und schnappte sich Hannahs Tüte mit Kartoffelchips, die auf ihrem Koffer lag. Ebenso schnell saß das Äffchen wieder auf dem Geländer.



„He, lass das, das gehört mir!“, rief Hannah, verfolgte das Äffchen und wollte ihm die Tüte entreißen. Das Äffchen ließ sich aber nicht einschüchtern und sprang auf einen Mauerabsatz unterhalb des Balkons, um seine Beute zu untersuchen.

Aufgebracht versuchte Hannah den Räuber zu erwischen, streckte ihre Arme nach ihm aus, verlor das Gleichgewicht und – stürzte vom Balkon drei Stockwerke tief in den Fluss.

Alexandra schaute ihr eine Sekunde fassungslos nach, rannte dann aus dem Zimmer und die Treppe hinunter, um ihrer Freundin beizustehen.

Hannah war furchtbar erschrocken, als sie durch die Luft segelte und dann ins Wasser platschte. Zum Glück war sie eine gute Schwimmerin und reagierte automatisch, um wieder an die Oberfläche zu kommen. Doch das Wasser am Ufer war derart morastig, dass sie kaum Schwimmbewegungen machen konnte. Jedenfalls geriet sie in Panik, denn sie schien sich im tiefen Schlamm gar nicht von der Stelle zu bewegen, und Zeit zum Luftholen hatte sie vor ihrem Sturz auch nicht gehabt. Als sie in der undurchsichtigen Brühe verzweifelt mit Händen und Füßen ruderte, spürte sie plötzlich etwas Festes unter den Füßen, das sie wie ein Fahrstuhl nach oben drückte. Wenige Sekunden später steckte sie den Kopf aus dem Wasser und holte tief Luft. Dabei wurde sie immer weiter angehoben und merkte jetzt zu ihrem Schrecken, dass sie sich an die gewaltigen Eckzähne eines



riesigen Tieres klammerte: Sie saß im gigantischen offenen Maul eines Flusspferdes!

Das rundliche Ungeheuer hatte aber offenbar nicht vor zuzuschnappen, und so kletterte Hannah aus dem Maul vorsichtig ans Ufer, wo Alexandra bereits auf sie wartete.

„Keine Angst“, sagte das Flusspferd. „So etwas passiert hier am Hotel öfter, denn die Affen wissen genau, dass die Touristen leckere Sachen in ihren Zimmer haben. Du bist nicht die Erste, die ich aus dem Wasser gefischt habe.“

„Vielen Dank“, sagte Hannah. „Zum Glück scheinst du im Augenblick keinen Appetit auf mich zu haben.“

„Wenn ich zuschnappen würde, dann bliebe von dir nicht übrig“, meine das Nilpferd gelassen und riss sein riesiges Maul noch einmal auf, um jedermann von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen. „Aber davon hätte ich nichts, denn mein Hals ist viel zu eng – da würdest du nicht hindurchpassen. Nein, wir Flusspferde sind Vegetarier und mögen nur Grass.“

Hannah stand schlammverschmiert am Ufer und schlotterte immer noch vor Schreck. Alexandra wollte gerade ins Haus laufen, um ihr ein Handtuch zu holen, da sagte das Flusspferd: „Wir sind beide von dem Matschbad völlig verdreckt – wie wäre es, wenn ich euch Mädchen mit in die Mitte des Flusses nehme? Da ist das Wasser nämlich herrlich klar!“



Hannah und Alexandra zögerten keine Sekunde, denn so ein Angebot bekamen sie nicht jeden Tag. Sie kletterten auf den breiten Rücken ihres Gastgebers und steuerten bald in den Fluss hinaus. Dort war das Wasser tatsächlich so klar, dass man bis auf den Grund sehen konnte. Hannah sprang hinein und beobachtete eine ganze Herde von runden dicken Flusspferden, die sich unter Wasser so schwerelos und anmutig wie Antilopen bewegten.

„Gibt’s hier keine Krokodile?“, fragte Alexandra sicherheitshalber.

„Doch, aber die wissen, dass sie mich besser in Ruhe lassen – sonst bekommen sie Ärger“, sagte das Flusspferd und grinste von einem Ohr zum anderen.

Hannah tauchte so lange, bis sie den Schlamm aus ihren Haaren und ihrer Kleidung gewaschen hatte. Und dann sonnten sich die beiden Mädchen auf dem langsam dahin treibenden Flusspferdrücken, bis Hannah wieder trocken war. Sie kamen an bunten Seerosen vorbei, die aus runden Blättern hervorwuchsen, die so groß wie Kutschenräder waren. Und sie scheuchten eine Schar rosaroter Flamingos auf, die im flachen Uferwasser nach Nahrung suchten.

Schließlich kehrten sie zum Hotel zurück, wo Hannahs Vater sie bereits von weitem sehen konnte und auf sie wartete.

„War das nicht gefährlich?“, fragte König Sven.



„Teils, teils“, sagte Hannah. Von den Kartoffelchips fand sie nur noch die leere Tüte auf der Erde unter dem Balkon. Sie hob sie auf und warf sie in einen Abfallkorb. „Jedenfalls war es ein echtes Abenteuer.“

„Und nass“, sagte Alexandra.

„Und ziemlich affig“, sagte Hannah. „Ich glaube, jetzt schließ’ ich erstmal die Balkontür.“



## DIE WOLKEN

„Mich würde interessieren, was aus der Simona Petra geworden ist“, sagte Prinzessin Hannah, als sie mit ihrer Freundin Prinzessin Alexandra beim Frühstück saß.

„Dann schauen wir einfach mal nach“, schlug Alexandra vor.

Während sich die königliche Familie in Afrika aufhielt, überlegte der Kapitän der Simona Petra, ob ein neues Schiff gekauft werden sollte oder ob das alte sich vielleicht noch reparieren ließ. Daher hatte er in Mombasa bereits eine Dau gemietet, ein Zweimastschiff, mit dem er zum Vulkan mitten im Meer segeln wollte, um herauszufinden, ob sein gestrandetes Schiff noch zu retten war. Natürlich erklärte er sich bereit, die Prinzessinnen mitzunehmen.

Wenige Tage später entdeckten die Mädchen am Horizont die Simona Petra, die scheinbar unverändert auf der Spitze des Vulkans feststeckte. Als sie näher kamen, zeigte sich, dass der Vulkan unter dem Meer offenbar noch weiter gewachsen war, denn jetzt ragte seine rauchende Spitze aus dem Wasser heraus. Die Simona Petra hatte sich etwas schräg gelegt und war von dem



Berg unter ihrem Kiel halb aus dem Wasser herausgeschoben worden.

Der Kapitän untersuchte das Wrack genau und rieb sich die Hände: „Da haben wir aber Glück gehabt! Das Leck im Rumpf liegt jetzt über der Wasserlinie – so können wir es viel leichter reparieren. Das werden wir wohl schnell hinbekommen, sodass wir die Simona Petra wenigstens vorläufig wieder flottmachen und nach Mombasa schleppen können.“ Und aus Gewohnheit kratzte er sich dabei den kahlen Schädel.

Ein Zeit lang fanden die Mädchen es ganz lustig, den Schiffzimmerleuten bei der Arbeit zuzuschauen, die auf heißen Felsen der Vulkanspitze herumturtelten und ständig husteten, weil weiterhin stinkender Schwefelrauch aus ihr hervorquoll. Besonders aufregend waren die Reparaturarbeiten aber nicht. Und so legten sich die Prinzessinnen auf das Deck der Dau und schauten in den Himmel.

Da entdeckte Alexandra hoch oben einen Albatros, der ruhig seine Runden drehte. „Der kommt mir bekannt vor“, sagte sie. „Als wir euch damals suchten, haben wir so einen Vogel nach dem Weg gefragt.“ Sie winkte ihm zu.

Der Albatros ließ sich zu ihnen herabsinken und umkreiste die Dau.

„Komm doch mal zu uns an Deck!“, rief Hannah.

„Muss das sein?“, fragte der Albatros.



„Bitte, bitte!“, sagte Hannah.

Widerstrebend landete der riesige Vogel am Bug, versuchte sich mit seine kurzen Füßen abzubremesen, verlor dabei aber die Balance, überschlug sich zweimal und rutschte über das gesamte Deck, bis er mit dem Hinterteil an den Mast knallte, wo er endlich liegen blieb.

„Ich hab’s ja geahnt“, sagte er, als er sich aufrappelte und seine Federn ordnete. „Meine Füße sind nämlich zu klein und zu schwach – ich überlege mir immer zweimal, ob ich überhaupt irgendwo lande. Da fliege lieber noch fünf Stunden länger.“

„Ich heiße Alexandra – wir kennen uns doch!“, sagte Alexandra.

„Stimmt! Ihr könnt mich Quantas nennen. Hattet ihr mit eurer Suche Erfolg?“

„Ja!“, sagte Alexandra und zeigte auf ihre Freundin. „Wir haben Hannah und ihre Familie von einer schwimmenden Insel gerettet.“

„Gratuliere! Und jetzt?“

„Jetzt fliege ich mit dir in den Himmel!“, rief Hannah spontan.

„Warum?“, fragte Quantas.

„Ich möchte frei sein und alles können, was du kannst!“

„Aha!“, sagte Quantas. Er sah nicht gerade begeistert aus. Aber dann überwand er sich und meinte: „Na gut!“



„Au fein!“, freute sich Hannah. „Darf ich auf deinen Rücken steigen?“

„Moment! Ihr habt doch schon gemerkt, dass ich längst nicht mehr so elegant aussehe, wenn ich auf der Erde bin. Mit dir auf dem Rücken könnte ich nie starten. Das müssen wir anders machen. Hab’ also einen Moment Geduld!“

Quantas watschelte zum Bug zurück, nahm Anlauf und rannte wieder über das gesamte Deck – diesmal, um genug Schwung zu bekommen. Um Haaresbreite verfehlte er die Reling, aber der Start gelang, und sogleich zog der mächtige Vogel einen majestätischen Kreis um die Dau. Beim zweiten Kreis rief er Hannah zu: „Mach dich bereit und pack’ dann meine Beine!“

Hannah hatte gar keine Zeit zu überlegen, ob sie überhaupt an den Beinen eines Albatros hängend über das Meer fliegen wollte. Denn schon sauste Quantas heran und rief: „Jetzt!“

Automatisch griff Hannah nach oben und hielt sich an Quantas’ kurzen Beinen fest. Er schwebte mit ihr nach oben, bremste dann plötzlich und ließ sich gleichzeitig ein paar Meter fallen. Dadurch wurden Hannahs Beine nach vorn geschleudert und nach oben gerissen: Sie kam sich vor wie beim Aufschwung am Reck, und bevor sie begiff, was passierte, saß sie bereits auf Quantas’ starkem Rücken mitten zwischen den zwei Meter breiten Schwingen. Sie fühlte ihr Herz klopfen, als sie mit dem



Albatros immer höher stieg und die Rauchfahne des Vulkans unter ihnen verschwand.

Bald flogen sie zwischen den Wolken empor. Hannah war geblendet vom Weiß der Nebelgebirge: In dieser Höhe war schlechtes Wetter unbekannt. Unentwegt strahlte die Sonne. Die gleißenden Wolken wirkten sehr friedlich. Aber wenn man genau hinschaute, merkte man, dass sie ihre fantastischen Formen wie in einem Kaleidoskop ständig veränderten.

„Schau mal, die sieht fast aus wie ein Kamel“, rief Hannah.

„Sie sieht wirklich aus wie ein Kamel“ bestätigte Quantas.

„Und jetzt wie ein Wiesel!“

„Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.“

„Oder wie ein Walfisch?“

„Ganz wie ein Walfisch.“

Unerwartet setzte Quantas zur Landung an und ließ sich auf der nächsten Wolke nieder, ohne zu stolpern oder auszurutschen.

„Du kannst ja auf der Wolke stehen“, wunderte sich Hannah.

„Du auch!“, meinte Quantas. „Versuch’s mal.“

Hannah zögerte etwas, aber weil Quantas offenbar fest stand, rutschte sich schließlich von seinem Rücken und landete auf der Wolke, die sich genauso anfühlte, wie sie aussah: Wie ein ungeheuer großer Wattebausch.

„Das ist der Himmel!“ rief Hannah.



„Ja, himmlisch, nicht?“, sagte Quantas trocken, denn für ihn war das Leben in den Wolken natürlich nichts Ungewöhnliches.

Es war vollkommen still. Nichts passierte. Niemand war zu sehen, kein Vogel störte die strahlende Pracht. Quantas saß neben Hannah und schwieg.

„Was machst du so, wenn du hierher kommst?“, fragte Hannah.

„Ich ruhe mich aus. Selbst meine kräftigen Schwinge werden irgendwann müde, wenn ich den ganzen Tag durch die Lüfte gesegelt bin. Und oben auf den Wolken kann ich problemlos landen.“

„Und sonst?“

„Nichts.“

„Das ist auf die Dauer aber ziemlich langweilig.“

„Genau. Hier oben hat kein Lebewesen etwas verloren“, meinte Quantas. „Die Vögel haben genug damit zu tun, auf der Erdoberfläche nach Nahrung zu suchen und mit ihren Freunden und Familien zusammenzusein. Und Engel gibt’s hier auch nicht, die uns auf der Harfe etwas vorspielen könnten. Wir sind zwar im Himmel, aber noch nicht im Paradies, weil wir ja nicht gestorben sind.“

„Ja, das habe ich auch schon gemerkt“, sagte Hannah. Und nach einer Weile fuhr sie fort: „Also von mir aus können wir umkehren.“



„Ist mir recht“, sagte Quantas. „War das genug Freiheit?“

„Ja.“

Hannah kletterte auf Quantas' Rücken, und schon breitete er seine Schwingen wieder aus. Langsam drehten sie ihre Runden und sanken dabei immer tiefer in die Wolkentäler hinein. Bald rochen sie auch wieder den schwefeligen Rauch des Vulkans.

„Du verstehst, dass ich nicht noch einmal auf dem Deck landen will“, sagte Quantas. „Spring einfach ab, wenn ich dir das Zeichen gebe.“

Als sie die Dau fast erreicht hatten, drehte Quantas eine letzte große Runde um das Schiff. „Alles Gute“, sagte er. „Und noch eins: Wenn du merkst, dass du alles erreichen kannst, kannst du auch auf alles verzichten.“

„Was meinst du damit?“, fragte Hannah.

Doch in diesem Moment flog Quantas langsam und sehr niedrig über das Schiff und nickte Hannah zu. Sie rutschte von seinem Rücken und landete direkt neben Alexandra auf dem Achterdeck.

Die beiden Mädchen schauten dem Vogel nach und winkten, während er gemächlich wieder in den Himmel aufstieg, ohne dass er seine ausgebreiteten Schwingen sichtbar bewegte.

„Wie war's?“, fragte Alexandra.

„Ach je“, sagte Hannah plötzlich ganz erschrocken. „Ich habe gar nicht überlegt, ob du vielleicht auch mal fliegen möchtest!“



„Nicht so schlimm! Nächstes Mal!“, sagte Alexandra tapfer.

Aber ein wenig traurig schien sie doch zu sein, weil ihre Freundin sie vergessen hatte. „Hat es sich denn gelohnt?“

„Na ja...“

„Was wäre, wenn du nicht geflogen wärest?“, wollte Alexandra wissen.

„Dann würde ich immer noch vom Himmel träumen.“

„Insofern hat es sich also doch gelohnt. Denn jetzt hast du den Kopf frei für neue Träume.“

„Ja, du hast Recht“, freute sich Hannah.

„Und hattest du schon Zeit, von etwas Neuem zu träumen?“

„Ich will zum Mittelpunkt der Erde!“

„Logisch!“, sagte Alexandra. „Hätte ich ja auch selbst drauf kommen können. Ich komme mit! Wann fahren wir los?“



## DAS ZAUBER-ÖL

In der Mitte des Ozeans, auf der neu entstandenen Vulkaninsel, die die Prinzessinnen Hannah und Alexandra „Neu-Ararat“ taufen, gingen die Reparaturarbeiten an dem königlichen Schiff Simona Petra weiter: Das Leck unter der Wasserlinie hatten die Zimmerleute inzwischen ausgebessert. Hannah und Alexandra beobachteten, wie die Rauchsäule aus dem Krater des Vulkans jeden Tag dünner wurde, bis sie ganz verschwand. Auf dem jetzt festen und erkalteten Vulkangestein errichteten die Seeleute einen behelfsmäßigen Kran, um das Schiff ein wenig anzuheben und dann zurück ins Wasser zu bugsieren.

„Du willst doch zum Mittelpunkt der Erde“, grinste Alexandra ihre Freundin an. „Na, dann schauen wir einfach mal, wie weit wir in den Krater hinabsteigen können.“

Neugierig kletterten sie im Schlot des Vulkans in die Tiefe, und tatsächlich führte er die beiden Mädchen bis weit unter das Meer. Sie kamen gut voran, denn die erkaltende Lava hatte überall Kanten und Vorsprünge hinterlassen, über die das Hinabsteigen nicht schwer fiel. Doch als der Felstunnel langsam ebener wurde, zweigten bald weitere Tunnel ab. Die



Mädchen beratschlagten, in welcher Richtung sie weitergehen sollten.

„Geradeaus ist nie verkehrt“, meinte Alexandra. „Da finden wir später auch leichter wieder zurück.“ Sie griff an ihren Gürtel, an dem ihre Trinkflasche befestigt war, bekam aber stattdessen das Fläschen Bvlgari-Parfüm zu fassen, ohne dass sie nie das Haus verließ. Zunächst bemerkte sie ihr Versehen nicht, schraubte also den Verschluss ab und wollte das Fläschchen eben an die Lippen setzen, als ihr auffiel, dass die Decke der Höhle in einem seltsamen Licht erstrahlte: Tausende kleiner glitzernder Punkte leuchteten auf und schienen sich zu Alexandra hinzuwenden.

Die Prinzessinnen staunten nicht schlecht. Hannah knipste ihre Taschenlampe aus, um Strom zu sparen, und die beiden bewunderten den zu einer Höhle erweiterten Tunnel, der durch das sanfte Licht bis in die entferntesten Winkel sichtbar wurde.

„Was ist das?“, flüsterte Hannah.

„Das müssen wir uns näher anschauen“, sagte Alexandra und ging auf die Felswand zu. Inzwischen hatte sie ihren Fehler bemerkt: Natürlich wollte sie nicht aus dem Bvlgari-Fläschchen trinken – deshalb schraubte sie es schnell wieder zu. In diesem Moment erloschen auch die Lichtpunkte in der Höhle. Ängstlich schaltete Hannah ihre Taschenlampe wieder ein.



„Seltsam“, sagte Alexandra. „Das sieht ja so aus, als ob die Lichter mit einem Schalter ausgeknipst worden wären. Hast du irgendetwas gemacht?“

„Überhaupt nichts“, sagte Hannah. „Ich war doch dicht hinter dir.“

„Und was habe ich schon getan? Ich habe doch nur...“ Sie zögerte und schaute sie auf das Fläschchen in ihrer Hand. „Mögen die Lichter vielleicht Parfüm?“

Alexandra öffnete das Fläschchen erneut, und sofort leuchteten die gleißenden Punkte an der Höhlendecke wieder auf.

„Na, dann brauchen wir unsere Taschenlampen nicht mehr“, sagte Alexandra zufrieden. Die beiden gingen näher an die Felsen heran und untersuchten die Lichtpunkte. Es waren kleine Glühwürmchen, die an der Felswand klebten. Alexandra bewegte das Parfümfläschchen hin und her, und tatsächlich richteten sich die Würmchen nach der Duftquelle aus, als ob sie von einem Magneten angezogen wurden. Hannah löste zwei längere Würmer von der Wand und band sie sich um die Handgelenke – natürlich nur, um Strom zu sparen. Dann tupfte sie je einen Tropfen Parfüm auf die Würmer, die sofort so hell aufleuchteten, als ob Hannah eine Lampe eingeschaltet hätte. Die begeisterte Prinzessin legte beide Handgelenke aneinander – dadurch wurde sie plötzlich von einer Urgewalt gepackt und sauste vorwärts durch die Höhle. Erschrocken breitete sie ihre Arme aus, wodurch sie sofort



abbremste und langsam über den Boden schwebte. Sie versuchte die Balance zu halten, und je höher sie die Arme streckte, desto höher schwebte sie über dem Boden. Sehr schnell begriff sie, dass sie ihren Höhlenflug mit den Armen ganz einfach steuern konnte. Sie drehte eine Rechtskurve und kehrte zu Alexandra zurück, legte dann ihre Arme an den Körper und landete vor ihrer Freundin auf dem Boden.

Alexandras Überraschung währte nur ein paar Sekunden, denn sie konnte ja sehen, wie schnell Hannah fliegen lernte.

„Super, girl“, rief sie. „Jetzt brauchst du den Albatros nicht mehr, um in den Himmel zu fliegen.“ Sofort band sie sich ebenfalls zwei Würmer um die Arme und „tankte“ sie mit Parfüm auf.

„So kommen wir viel schneller voran“, freute sie sich.

Die Armband-Würmer leuchteten den Weg, als die Mädchen nun mit den Armen nach vorn zeigten und sie aneinanderlegten: Pfeilschnell flogen sie durch die finsternen Felstunnel, die aber beim Vorbeisausen wie ein Sternenhimmel erstrahlten, sobald die Würmer an den Decken den Duft des Parfüms wahrnahmen.

Bei dem rasend schnellen Tempo verloren die Mädchen jedes Gefühl für Raum und Zeit. Sie hielten erst an, als sie in eine heller erleuchtete Höhle kamen. Von dort führte ein Tunnel aufwärts, an dem „FORVM ROMANVM“ zu lesen stand.



„Aha“, sagte Alexandra. „Wir scheinen unter Europa angekommen zu sein.“

Hannah war dem Licht bereits in eine kleinere Höhle gefolgt, die angefüllt war mit Bücherregalen: Dort standen Tausende von schweren, in Leder gebundenen Wälzern. Zwischendrin lagen weitere Bücher auf Lesepulten, und die Mädchen merkten, dass es sich nicht um gedruckte Bücher, sondern um handgeschriebene, vor Hunderten von Jahren aus Pergament hergestellte Bände handelte.

„Schau mal hier“, sagte Alexandra, die Hannah gefolgt war und interessiert in die aufgeschlagenen kostbaren Handschriften blickte. „Dieses Buch scheint von der seltsamen Kraft zu handeln, die in dem Parfüm steckt.“

„Recht hast du, ich habe es gerade noch einmal nachgelesen“, sagte eine zittrige Stimme hinter ihr. Alexandra fuhr erschrocken herum und entdeckte eine mehrere Meter lange Schlange, die wie ein dickes Tau aussah. Weil sie so groß war, leuchtete das Licht auf ihrer Stirn entsprechend intensiver als ihre kleinen Wurmkollegen, und auf der Nase trug sie eine dicke Hornbrille.

„Keine Angst, die tut bestimmt nichts“, rief Hannah und sprang auf den Rücken des Reptils. „Erinnerst du dich? Sie sieht genauso aus wie die Schlange, auf der ich neulich im Park bei der Hammaburg geritten bin.“



„Recht hast du, ich tue euch wirklich nichts“, sagte die alte Schlange. „Im Gegenteil, ich freue mich über euren Besuch, denn hier unten kommt selten jemand vorbei.“

„Wer bist du denn?“, fragte Alexandra.

„Ich bin der Bücherwurm, man nennt mich Maestro Corda.“

„Weißt du über das Parfüm Bescheid?“

„Als ihr hereingeflogen kamt, habe ich natürlich sofort gemerkt, dass ihr Vis schon kennen gelernt habt. Ach, lässt du mich mal ein wenig an deinem Fläschchen riechen?“

„Vis?“

„Vis‘ ist das lateinische Wort für ‚Kraft‘“, sagte Corda. Er hielt seine Nase über Alexandras Parfümfläschchen und sog den Duft tief ein. Sofort glühte seine Stirn noch intensiver. „Vis nennen wir die leuchtende Energie, die ihr geschickterweise um eure Handgelenke gebunden habt. Ein gewisser Leonardo aus Uinci hat sie vor 500 Jahren entdeckt.“

„Ich kenne nur Leonardo da Vinci“, sagte Alexandra.

„Genau der ist es“, sagte Corda. „Seine Zeitgenossen wussten, was für ein Genie er war, und als er Vis entdeckt hatte, schrieben sie seinen Heimatort fortan mit V. Hier in dieser Höhle hat er seine Experimente gemacht. Er hat damals schon Kriegsmaschinen und Hubschrauber erfunden, die er mit der Vis-Energie antreiben wollte.“

„Deshalb also wird Bvlgari mit V geschrieben!“, rief Hannah.



„Recht hast du“, bestätigte der alte Corda mit seiner heiseren Stimme und rückte seine Brille zurecht. „Denn wir Glühwürmer atmen das Parfüm ein – es gibt uns die Lebenskraft. Und es wird aus Rosenöl hergestellt. Schaut mal dort hinüber: Hinter der Tür beginnt ein Felstunnel, über dem ‚Vitoscha‘ steht.“

„Vitoscha?“, fragte Alexandra. „Aber das ist doch das Gebirge, das ich von meinem Palastfenster in Bulgarien sehen kann!“

„Genau! Dann kennst du natürlich auch das Tal der Rosen?!“

„That’s right! Das Tal liegt etwas 200 Kilometer von unserer Hauptstadt entfernt bei Kasanlak. Dort wird seit Hunderten von Jahren Öl aus Rosenblüten gewonnen.“

„So ist es. Und über den Höhlenzugang im Vitoscha-Gebirge ließ sich Leonardo das Öl für seine Experimente hierher bringen.“

„V wie Vitoscha“, sagte Hannah.

„Da wird mir einiges klar“, sagte Alexandra. „Irgendwie wusste ich bereits, welche Kraft das Rosenöl enthält. Aus diesem Gefühl heraus trage ich das Parfüm immer bei mir. Aber jetzt begreife ich auch, was damals vor sich ging, als ich mit meinen Eltern, Onkel André und Tante Hai-Keh im Vitoscha-Gebirge war – da gibt es riesige runde Felsen, groß wie Weinfässer. Mit den haben wir Murmeln gespielt, als ob sie federleicht wären.“

„Das liegt an dem Rosenduft, der über dem ganzen Land liegt“, nickte Corda.



„Hier ist eine Tür, da steht ‚Peru‘ drauf“, sagte Hannah.

„Ja, der Gang führt nach Südamerika“, sagte Corda.

„Müsste also eigentlich ‚Perv‘ heißen“, meinte Hannah.

„Stimmt“, sagte Alexandra verblüfft. „Denn der Nachname unserer Königsfamilie ist Pervev. Insofern gehört Peru zu Bulgarien. Du bist ganz schön schlau.“

„War geraten“, gab Hannah zu.

Alexandra fuhr fort: „Jetzt verstehe ich endlich, wie das mit dem Film zusammenhängt, der vor vielen Jahren in meiner Heimat und gleichzeitig in Peru gedreht wurde. Der hieß ‚Das Vermächtnis des Inka‘.“

„V wie Vermächtnis“, rief Hannah.

„That’s right! Damals haben sie die Schauplätze wild durcheinander gemischt: Die alte südamerikanische Inka-Stadt in den Anden lag mitten in den Riesenmurmeln des bulgarischen Vitoscha-Gebirges und zwischen den hohen Felstürmen der Bergfestung Belgradschik.“

„Wie war das?“, fragte Hannah. „Ist Bello gerade schick?“

„Belgradschik“, wiederholte Alexandra. „Das ist der Name der Felsenburg im Nordwesten Bulgariens. Durch die unterirdischen Tunnel sind sie offenbar alle mit dieser Höhle verbunden.“

Hannah streifte bereits weiter durch die Bibliothek. „Und an dieser Tür steht: ‚Waitomo, Neuseeland‘.“



„Ja, der Gang führt ans andere Ende der Welt in die Höhle, in der wir Glühwürmer zu Hause sind“, berichtete Maestro Corda.

„Leonardo hat herausgefunden, dass diese Würmer sozusagen glühende Verehrer des Rosenduftes sind – zusammen entfalten wir eine ungeheure Energie.“

„Richtig müsste es also ‚Vaitomo‘ heißen“, bemerkte Hannah.  
„V wie Vaitomo!“

„Recht hast du“, bestätigte Corda und putzte sich die Brille, um Hannah genauer anzuschauen, weil auch er von ihrer Klugheit sehr beeindruckt war. „Wie alt bist du eigentlich?“

„Acht!“

„Erstaunlich!“

Alexandra überlegte: „Aber wenn Leonardo diese Energie schon vor 500 Jahren entdeckt hat, warum wird sie dann nicht heute von allen Menschen benutzt, um durch die Luft zu fliegen?“

„Eine gute Frage“, antwortete Corda und ringelte sich ein wenig enger zusammen, denn er war ein sehr alter Bücherwurm und wurde schnell müde. „Damit sprichst du ein wichtiges Problem an: Leonardo musste sein Geheimnis hüten. Nur wenige Menschen wussten davon. Der Papst zum Beispiel...“

„Ich weiß!“, rief Hannah. „Das ist der, der in seinem Palast in Rom wohnt und Lateinisch spricht. V wie Vatikan.“



„Wieder richtig!“, sagte Corda. „Auch Leonardos Freunde wussten Bescheid, die dann seine Heimatstadt umbenannten.

Bringt mir mal dieses Buch dort drüben.“

Hannah und Alexandra schleppten gemeinsam einen dicken Band herbei und legten ihn vor dem müden Corda auf den Boden. Er schlug ihn auf und zeigte ihnen die Abbildung eines Gemäldes, das Leonardo gemalt hatte, denn er war nicht nur ein Gelehrter und berühmter Erfinder, sondern auch noch ein genialer Maler. Das Bild zeigte Jesus und seine zwölf Jünger bei letzten Abendmahl.

„Schaut mal genau hin“, sagte Corda. „Dort in der Mitte, zwischen Jesus und seinem Lieblingsjünger Johannes, fällt euch da was auf?“

„Da ist so eine komische Lücke“, sagte Hannah.

„Ja, und?“

Alexandra bekam große Augen: „Die Lücke hat die Form eines V!“

„Recht hast du!“, sagte Corda. „Damit hat Leonardo seine Freunde und alle Generationen nach ihm indirekt an sein Geheimnis erinnert. Auch Mr. Spock vom Raumschiff Enterprise kennt das Geheimnis. Er ist ja Vulkanier...“

„V wie Vulkan“, warf Hannah ein.

„... und bei der Begrüßung hält er die Handfläche hoch, um dann Mittelfinger und Ringfinger zu spreizen.“



Hannah folgte Cordas Beschreibung mit ihrer eigenen Hand und schaute sie an: „Das ergibt ein V!“

Alexandra runzelte die Stirn: „Aber wer hatte denn etwas gegen seine Erfindung?“

„Es gab und gibt bis heute Leute, die nicht wollen, dass wir uns mithilfe von Rosenöl fortbewegen“, antwortete Corda.

„Aber wer?“

„Die Leute, die nach Erdöl bohren und es an uns verkaufen. Heute bewegen wir uns ja meist von Ort zu Ort, indem wir Erdöl in Form von Benzin verbrennen. Und auch viele Heizungen werden nur mit Erdöl warm.“

„Aber jeder weiß doch, dass das Verbrennen von Erdöl sehr schädlich ist, weil sich dadurch das Klima erwärmt.“

„Stimmt“, sagte Corda. „Wenn wir so weitermachen wie bisher, werden wir damit unsere Welt zerstören oder zumindest unbewohnbar machen. Das wissen auch die Leute, die das Erdöl verkaufen.“

„Warum tun sie es dann?“

„Weil sie lieber Geld verdienen, als an die Zukunft der Erde denken.“

„Aber uns erzählst du ganz offen von dem Geheimnis!“

„Weil ihr es ja selbst herausbekommen habt!“, freute sich Corda. „Denkt immer daran: Verschüttet kein Erdöl, verschüttet



kein Rosenöl. Erdöl gehört in die Erde, und Rosenöl gehört auf die Handgelenke.“

„Und was machen wir jetzt?“, fragte Hannah und sah Alexandra und Corda erwartungsvoll an.

Alexandra antwortete: „Wir nehmen den Tunnel nach Vitoscha und züchten Rosen in Bulgarien!“



## DIE HEILIGE KUH

Das reparierte königliche Schiff Simona Petra war inzwischen von der Vulkaninsel Neu-Ararat nach Mombasa gesegelt, um Königin Ute und König Sven wieder zur Verfügung zu stehen. Tatsächlich plante das königliche Paar seine Rückkehr nach Hongkong, denn ihr Aufenthalt in Kenia näherte sich seinem Ende. Die beiden hatten die deutsche evangelische Gemeinde in Nairobi betreut, bis ein regulärer neuer Pastor eintraf. Der hatte mittlerweile seine Arbeit aufgenommen, sodass die königlichen Gäste endlich ihren verdienten Urlaub genießen konnten. Hannah fütterte Giraffen, wie sie es sich gewünscht hatte. Und sie machten Fotosafaris durch die Nationalparks Amboseli und Masai Mara, wo sie in der Savanne viele wilde Tiere beobachteten.

Dann kam der Tag des Abschieds, doch der galt nicht Prinzessin Alexandra, denn sie hatte ebenfalls Ferien und freute sich darauf, mit ihren Freunden nach Hongkong zu reisen. So fuhren Prinzessin Hannah und ihre Eltern zusammen mit Alexandra per Eisenbahn nach Mombasa und gingen dort an Bord der Simona Petra. Der kahlköpfige Kapitän hatte bereits alles vorbereitet, und sofort stach das Schiff in See. Eine Zeit lang



wurde es von Hannahs und Alexandras Freunden, den Sansibar-Delfinen, begleitet, die die Schiffbrüchigen damals von der schwimmenden Insel gerettet hatten. Aber das ist eine andere Geschichte.

Wenige Tage später lief die Simona Petra planmäßig in den Hafen der indischen Stadt Mumbai ein, um dort neuen Proviant aufzunehmen. Die Mädchen freuten sich auf einen freien Tag in der riesigen Metropole und gingen gemeinsam auf Entdeckungstour. In den Straßen wimmelte es von Menschen, und zudem drängelten sich unzählige lärmende Autos durchs Gewühl, sodass die Freundinnen darauf achten mussten, sich in der Menge nicht zu verlieren.

In der Nähe des imposanten Zentralbahnhofs Chhatrapati Shivaji, der wie ein englische Schloss aussah, bemerkten die Freundinnen auf der Straße einen Jungen, der das längliche große Tablett, das er auf dem Kopf balanciert hatte, eben auf einem Mauervorsprung absetzte, um nervös die über 20 darauf untergebrachten blechernen Essgeschirrdosen durchzuzählen.

„Was machst du da?“, fragte Hannah neugierig.

Man sah dem Jungen an, dass er ziemlich durcheinander war, und dennoch warf er den Mädchen einen flüchtigen Blick zu. Sofort begriff er, dass sie fremd in der Stadt waren. Hektisch hob er das schwere Tablett wieder auf seinen Kopf und ging weiter eilig die Straße entlang, wobei er sich trotzdem die Zeit nahm,



höflich zu antworten: „Ich heiße Sanjay und bin ein Dabbawala, und ich habe leider überhaupt keine Zeit für euch, weil eine meiner Dabbas verschwunden ist, und deshalb werde ich jetzt meine Arbeit verlieren. Denn Dabbas werden immer absolut zuverlässig zugestellt. Unter sechs Millionen ausgetragenen Mahlzeiten geht nur eine verloren! Und das darf einfach nicht eine von meiner Lieferung sein!“, jammerte er, wobei ihm die Tränen in den Augen standen.

Die Mädchen gingen schnell neben ihm her, um mit ihm Schritt zu halten.

„Was ist eine Dabba?“, fragte Hannah.

„So heißen die Blechdosen mit den Mahlzeiten, die ich jeden Mittag austrage. Dabbawala heißt Essensträger, das ist meine Arbeit.“

„Wem bringst du denn das Essen?“

„Das sind Leute, die in den Büros in der Innenstadt arbeiten und mittags etwas Leckerer essen wollen.“

„Warum gehen sie dann nicht ins Restaurant oder bringen sich das Essen selbst von zu Hause mit?“

„Sie möchten eben nicht auf das von ihren Frauen oder Müttern zu Hause zubereitete gute Mittagessen verzichten, aber selbst tragen wollen sie es auch nicht. Sie geben lieber das Geld aus, damit ich ihnen das frische Essen pünktlich zum Lunch ins Büro bringe.“



„Aber wieso...“

Alexandra unterbrach ihre Freundin und fragte Sanjay: „Können wir dir irgendwie helfen?“

Sanjay verneinte mutlos, während ihm der Schweiß über die Wangen lief: „Wenn ich nicht mal weiß, wo ich die Dabba verloren habe, wie wollt ihr sie dann finden?“

Alexandra überlegte und fragte: „Wie weit bist du denn auf dieser Straße gegangen?“

„Ganz vom Bahnhof her, denn ich habe die Dabbas in den Vororten abgeholt und bin eben mit dem Zug angekommen. Da waren noch alle Geschirrdosen vollzählig vorhanden. Und seitdem? Wenn die Dabba heruntergefallen wäre, hätte ich es doch gemerkt!“

„Egal!“, sagte Alexandra bestimmt. „Wir versuchen es einfach trotzdem: Du läufst weiter und lieferst das Essen aus. Hannah geht auf der Straße zurück bis zum Bahnhof – vielleicht findet sie ja irgendeinen Hinweis. Weißt du, welche Dabba genau fehlt?“

„Ja“, sagte Sanjay keuchend. „Es ist das Essen, das Kanika Desai aus Jogeshwari für ihren Sohn Sabu zubereitet hat. Das ist ein Vorort, eine halbe Zugstunde entfernt. Warum fragst du?“

„Lass mich mal machen – ich versuch's halt. Wie kann ich Kanikas Haus von oben erkennen?“



„Von oben?“, fragte Sanjay überrascht und fügte spöttisch hinzu: „Kannst du fliegen?“

„Das erkläre ich dir später. Hat das Haus etwas Besonderes?“

Sanjay versuchte sich zu konzentrieren. „Das bringt doch nichts. Wie willst du da hinfinden?“, fragte er traurig. „Ich renne in mein Unglück und verliere meinen Job. So gut bezahlt wird kaum ein anderer.“

„Wie sieht das Haus aus?“, fragte Alexandra beharrlich.

Sanjay seufzte atemlos: „Heute morgen hat Kanika auf dem Dach drei frisch gewaschene rote T-Shirts aufgehängt. Vielleicht hatte sie ja noch keine Zeit, sie abzunehmen.“

„Gut“, sagte Alexandra. „Falls wir etwas für dich tun können – wo treffen wir uns?“

„Ihr meint es gut mit mir – also um 12.30 Uhr komme ich am Gateway of India vorbei, an diesem riesigen Steintor direkt am Hafen. Kennt ihr das?“

Die Mädchen nickten: „Ja, da sind wir vorhin von Bord gegangen. Also bis um halb eins!“ Und schon liefen die beiden los.

Hannah suchte die Straße in Richtung Bahnhof ab, während Alexandra einen Blick auf ihren Stadtplan warf, sich die Lage des Vororts Jogeshwari merkte und dann ein wenig Bvlgari-Parfüm auf ihre Armbänder träufelte.

„Alles klar?“, fragte sie.



„Klar!“, sagte Hannah. „Ich versuch’s, vielleicht habe ich Glück.“

Alexandra legte ihre Handgelenke zusammen und erhob sich durch die Kraft des Zauberöls in die Lüfte.

Hannah ging weiter, schaute aufmerksam in jeden Winkel zu beiden Seiten der Straße und überlegte, wen sie um Hilfe bitten könnte. Die meisten Passanten unterhielten sich in Sprachen, die sie nicht verstand. Da entdeckte sie eine Kuh, die wiederkäuend mitten auf der Straße stand. Die Autos hupten, fuhren aber um sie herum – niemand scheuchte die Kuh fort. Hannah erinnerte sich, dass sie alle Tiere der Welt verstehen konnte. Deshalb überquerte sie die Straße vorsichtig bis zur Mitte und fragte: „Entschuldige, hast du eine herrenlose Dabba herumliegen sehen?“

„Nein“, sagte die Kuh und kaute gleichmütig weiter.

„Trotzdem vielen Dank!“, sagte Hannah und wollte weitergehen. Dann fragte sie noch: „Wieso stehst du hier auf der Straße, ohne dass dich jemand überfährt?“

„Niemand überfährt eine Kuh“, sagte die Kuh kauend.

„Und keiner scheucht dich weg oder bringt dich zum Schlachthof?“

„Was ist das – ein Schlachthof?“, fragte die Kuh.

„Na, da werden Tiere geschlachtet, damit die Menschen sie dann essen können.“



„Kein Mensch würde je eine Kuh essen“, stellte die Kuh fest.  
„Wir Kühe sind heilige Tiere!“

„Heilig? Wieso?“

„Weil unser Gott Krishna ein Kuhhirte war. Die Menschen trinken unsere Milch und essen unsere Butter. Aber sie würden uns nie ein Haar krümmen.“

„Aber wieso läufst du hier mitten durch die Stadt? Brauchst du nicht eine Wiese mit Gras?“

„Schön wär’s. Aber Gras gibt es bei uns kaum. Ich durchstöbere die Müllhaufen in den Straßen. Von vertrocknetem Fladenbrot und angebranntem Reis lässt es sich auch ganz gut leben.“

„Na, dann guten Appetit!“, sagte Hannah. „Also, du kannst mir nicht weiterhelfen?“

„Doch!“

„Wieso? Kennst du jemanden, der die Dabba gesehen hat?“

„Ja!“

Zu gleichen Zeit beschrieb Alexandra bereits einen Kreis über Jogeshwari und sauste in geringer Höhe über den Wohnblocks dahin. Endlich entdeckte sie die rot leuchtenden T-Shirts, die gerade eine rundliche Frau von der Wäscheleine abnahm. Sie trug einen grünen Sari, das traditionelle Kleidungsstück der indischen Frauen. Um sie nicht zu erschrecken, landete Alexandra zunächst



hinter dem Haus und rannte dann die Treppe zur Dachterrasse hinauf.

„Entschuldigen Sie, heißen Sie Kanika Desai?“, fragte sie.

Kanika faltete ein Hemd zusammen und sah Alexandra überrascht an: „Ja, was kann ich für Sie tun?“ Denn Touristen verirrt sich nur selten in diesen Teil der Stadt.

Alexandra sagte: „Wenn Ihr Sohn Sabu heute satt werden soll und Sie seinem Dabbawala helfen wollen, dann müssen Sie mir helfen!“

Unterdessen stand Hannah fassungslos vor der seelenruhig kauenden Kuh auf der Straße. „Na, dann sag’s schon, wer mir helfen kann! Lass’ dir doch nicht alles aus der Nase ziehen!“, rief sie ungeduldig, denn es wurde immer später, und die Leute in den Büros von Mumbai bekamen langsam Hunger.

„Du ziehst mir gar nichts aus der Nase, denn ich bin eine heilige Kuh“, sagte die Kuh und kaute weiter.

„Aber warum hast du mir nicht gleich gesagt, wer mir helfen kann?“, fragte Hannah ärgerlich.

„Du hast mich ja nicht danach gefragt.“

Hannah stand mitten im Lärm der glühend heißen, von Autoabgasen stinkenden Straße und wurde langsam richtig wütend. Doch im letzten Moment nahm sie sich zusammen und versuchte es erneut: „Wer kann mir helfen?“

„Meine Schwester.“



„Wo finde ich die?“

„Da drüben an der Ecke, im Schatten.“

„Vielen Dank!“

„Geht doch!“, sagte die Kuh und rülpste zufrieden.

Während Hannah zur nächsten Straßenecke rannte, erklärte Alexandra, warum Mutter Kanika sofort einen zweiten Lunch für Sabu zubereiten musste: Die Ehre von Dabbawala Sanjay stand auf dem Spiel! Weil Alexandra Sanjays Auftrag offenbar sehr genau kannte, war Kanika schnell überzeugt, und sie begann den Safranreis, die gedämpften Idli-Bällchen, Dal und Gemüse-Curry, die sie gerade selbst essen wollte, in eine Beheltdose zu füllen.

Gleichzeitig trat Hannah auf die zweite Kuh zu, die den Schatten einer Parkhausmauer aufgesucht hatte, um in Ruhe wiederzukäuen.

„Hast du die Dabba gesehen, die der kleine Sanjay verloren hat?“, fragte sie.

„Ja“, sagte die Kuh und kaute weiter.

Langsam lernte Hannah, wie man in der Mittagshitze mit indischen Kühen umgehen muss. „Weißt du, wie Sanjay die Dabba verloren hat?“

„Ja.“

„Warum hat er sie verloren?“

„Weil sie so gut nach Salat und frischem Lauch riecht.“

„Hast du die Dabba von seinem Tablett gestohlen?“



„Nein“, sagte die Kuh seelenruhig. „Ich bin eine heilige Kuh.“

Hannah atmete tief durch. Dann fragte sie: „Wieso ist die Dabba nicht mehr auf Sanjays Tablett?“

„Weil ich daran gerochen habe, als er hier an der Ecke wegen der Autos einen Augenblick lang stehen bleiben musste.“

„Davon fällt die Dabba doch nicht herunter, oder?“

„Nein“, sagte die Kuh.

„Warum ist sie heruntergefallen?“

„Weil Sanjay dann plötzlich weiterging und der Henkel an meiner Nase hängenblieb.“

„Hast du Sabus Mittagessen etwa gefressen?“

„Nein, da war leider ein Deckel drauf.“

„Was hast du mit der Dabba gemacht?“

„Gar nichts.“

„Aber sie ist nicht mehr da. Was ist passiert?“

„Nach fünf Minuten ist der Henkel von meiner Nase gerutscht.“

„Und wo ist die Dabba jetzt?“

„Da drüben auf dem Schutthaufen ist sie gelandet.“

„Danke vielmals“, sagte Hannah erleichtert, packte das Essgeschirr und rief zum Abschied: „Nächstes Mal bringe ich dir Kaugummi mit!“

Dann rannte sie so schnell wie möglich zum Hafen.



Sanjay staunte nicht schlecht, als er die beiden Prinzessinnen im berühmten Torbogen auf ihn warten sah. „Ihr könnt ja wohl tatsächlich fliegen!? Wo hat die verflixte Dabba denn bloß gesteckt? Und Kanika hat dir wirklich ein zweites Essen mitgegeben?“, fragte er und strahlte, als beide Mädchen ihm je eine Dabba auf sein Tablett stellten.

Statt einer Antwort rief Alexandra: „Beeil’ dich! Denn du musst doch gleich weiter, wenn du es noch rechtzeitig bis in Sabus Büro schaffen willst.“

„Vielen Dank!“, rief Sanjay und wandte sich mit dem Tablett auf dem Kopf zum Gehen. „Jetzt kann ja eigentlich auch bei den nächsten sechs Millionen Auslieferungen nichts passieren...!“

„Ganz sicher nicht!“, sagte Hannah und winkte. „Vielleicht gibt Sabu dir ja etwas von seinem doppelten Lunch ab! Guten Appetit!“





## DER MOHN UND DIE KORNBLUMEN

Eines Tages machten Hannah und ihre Freundin Alexandra einen Ausflug und sausten mithilfe des Zauber-Öls wie die Vögel über den Ozean dahin, als sie unter sich eine Insel bemerkten, die auf keiner Landkarte verzeichnet ist. Neugierig senkten sie ihre Arme und umkreisten die Insel. Sie landeten in einer Bucht am Strand, um ein wenig Atem zu schöpfen.

Während sie sich im warmen Sand ausstreckten, hörten sie hinter sich im hohen Gras seltsame Geräusche. Ständig machte es „Plopp!“, was sofort von einem piepsigen „Aua!“ begleitet wurde. Die beiden Prinzessinnen schauten sich fragend an, standen auf und gingen landeinwärts, um herauszufinden, was es mit diesen Lauten auf sich hatte. Dort bot sich ihnen ein unerwarteter Anblick: Über der Wiese, die mit Mohnblüten und Kornblumen übersät war, schwirrten Hunderte von Tennisballgroßen, flauschigen, roten und blauen Wesen hin und her, wobei sie ständig zusammenstießen, was tatsächlich ein Geräusch hervorbrachte, das dem „Plopp“ eines Tennisballs nicht unähnlich war. Offenbar taten sich die putzigen fliegenden Wollknäuel bei diesen „Unfällen“ richtig weh, denn nach jedem Zusammenstoß hörte man ihre Klagelaute, bevor sie weitersummten.



Hannah fand diese knallroten und leuchtend blauen Riesenhummeleln sehr lustig, und weil sie nicht besonders flink erschienen, versuchte sie eine von ihnen zu fangen, was ihr auch sofort gelang.

„Was bist du denn für ein komisches Tier?“, fragte Hannah.

„Ach, lass mich doch in Ruhe, ich habe zu tun“, sagte der rote Ball. „Was fällt dir ein, mich bei der Arbeit zu stören?“

„Das will ich ganz bestimmt nicht, aber wir würden gern wissen, was ihr hier treibt.“

„Also, eh dass ich noch mehr Zeit verträdele und stundenlang mit dir diskutiere, mach' ich es kurz: Du bist hier im Land Coloranda, wo wir Robilanten zu Hause sind. Ich heiÙe Ropugat und bin wie meine Gefährten damit beschäftigt, Nektar aus den Mohnblüten einzusammeln, wie alle normalen Tiere das tun. Doch wenn ich euch beiden Riesenbienen so ansehe, frage ich mich, wo ihr wohl Blüten finden werdet, die euch satt machen. Vergreift euch bloÙ nicht an unserer Ernte!“, rief Ropugat und hob drohend eines seiner sechs Ärmchen, während er mit einem anderen zwei dicke Beulen auf seiner Stirn massierte.

„Du kannst vollkommen sicher sein, dass wir euren Nektar nicht anrühren“, beruhigte ihn Alexandra. „Hast du dich gestoÙen?“

„Ach ja“, stöhnte Ropugat. „Unsere Arbeit ist nicht gerade leicht, und außerdem werden wir ständig von Gespenstern



verfolgt und geschlagen, ohne dass wir uns wehren können.  
Deshalb geht es nie ohne Beulen ab.“

„Gespenster?“, fragte Hannah. „Meinst du deine Kollegen, mit denen ihr ständig zusammenstoßt?“

„Rede keinen Unsinn“, sagte Ropugat beleidigt. „Wir können sehr gut fliegen und würden nie mit einem Kollegen zusammenstoßen. Nein, das Schlimme an den Gependern ist natürlich, dass man sie nicht sehen kann, sonst würden wir ihnen ja ausweichen. Man hört sie erst, wenn es zu spät ist, denn wenn ich ‚Aua‘ schreie, äffen sie mich nach und schreien ebenfalls ‚Aua‘. Das ist die reine Bosheit. Keine Ahnung, was sie davon haben.“

„Augenblick“, sagte Alexandra. „Was meinst du mit unsichtbar? Wenn ich mich hier so umschaue, dann ist es ganz offensichtlich, dass ständig rote Robilanten mit blauen Robilanten zusammenstoßen, und die sind durchaus sichtbar. Ich verstehe also nicht, wieso sie sich nicht ausweichen.“

„Was redest du da für wirres Zeug?“, fragte Ropugat entnervt. „Ich habe euch doch erklärt, dass kein Robilant mit einem sichtbaren Hindernis zusammenstoßen würde. Und was, bitte schön, ist ‚Blau‘ und ‚Rot‘?“

„Wieso?“, fragte jetzt Hannah verblüfft. „Das ist doch klar, wir reden von den verschiedenen Farben. Dein Pelz zum Beispiel



ist rot, und deine zwei Kollegen, die da vor uns auf der Kornblume landen, sind blau.“

„Ja, ja, die Welt ist bunt“, ertönte jetzt vom Erdboden eine krächzende Stimme. Es war ein Robilant, der sich ausruhte und den Blütenstaub von den Ärmchen putzte.

„Alles klar, alter Rongafil“, sagte Ropugat und verdrehte ungeduldig die Augen. Und zu den Mädchen sagte er: „Hört nicht auf ihn, er ist nicht ganz bei sich. Ständig macht er solche Sprüche, ohne dass ihn irgendjemand versteht. Er hat in seinem Leben wahrscheinlich zu viele Beulen am Kopf bekommen.“

„Aber Recht hat er trotzdem“, sagte Hannah. „Denn die Welt ist wirklich bunt, das passt doch sehr gut zu eurer Wiese mit all den roten und blauen Robilanten, die hier durcheinandersausen.“

„Jetzt redest du auch schon unverständliches Zeug“, antwortete Ropugat gereizt. „Was soll denn das wohl sein: ‚bunt‘? Und von ‚Rot‘ und ‚Blau‘ habe ich auch noch nie etwas gehört.“

„Aber wie bezeichnet ihr denn die Farben?“, fragte Hannah fassungslos.

„Farben? Du meinst: hell und dunkel? Mein Fell ist hell, der Mohn ist hell, die Grashalme sind dunkel. Oder was?“

„Und die Kornblumen? Ich meine den Unterschied zwischen Rot und Blau“, sagte Hannah. „Dein Fell ist zum Beispiel rot. Und wie würdest du das Fell der beiden Kollegen auf der Kornblume vor uns bezeichnen?“



„Auf dieser Wiese gibt es nur Mohn“, behauptete Ropugat.  
„Das da vor uns ist ein Grashalm, und auf dem sitzt niemand!“

„Niemand?“, fragte Alexandra. Kurzentschlossen packte sie den einen blauen Wollball, der aus der Kornblume Nektar tankte, und bat ihn: „Entschuldige, würdest du uns mal etwas klären helfen?“

„Mit wem sprichst du?“, fragte Ropugat.

„Na, mit deinem blauen Kollegen hier in meiner Hand!“

„Deine Hand ist leer!“, beharrte Ropugat.

Hannah und Alexandra schauten sich verduzt an. Jetzt hielten beide Mädchen jeweils ein Wollknäuel mit sechs Ärmchen in der Hand – Alexandras war blau, Hannahs rot. Wie konnte Ropugat da behaupten, er könnte seine Kollegen nicht sehen?

„Würde mir mal jemand erklären, warum ich von meiner Arbeit abgehalten werde?“, meldete sich jetzt das blaue Knäuel zu Wort.

„Entschuldige“, sagte Alexandra. „Wir sind zu Besuch in eurem Land und finden eure Arbeit äußerst interessant. Deshalb würden wir gern wissen, warum die Robilanten beim Nektarsammeln ständig zusammenstoßen. Das tut doch weh!“

„Da muss ein Irrtum vorliegen“, sagte das blaue Knäuel und legte ein feuchtes Blatt auf sein geschwollenes Auge. „Ihr befindet euch im Land Coloranda, das von den Bluwakis bewohnt wird. Ich bin Blanat, Nektar-Tankwart im zweiten



Ausbildungsjahr. Wir sind gute Flieger und würden nie mit einem Kollegen kollidieren. Leider werden wir von einer Plage heimgesucht, von Poltergeistern, die uns ständig ins Handwerk pfuschen. Sie schlagen ohne Vorwarnung aus dem Hinterhalt auf uns ein, und wir können uns nicht wehren.“

„Ja, ja, die Welt ist bunt“, krächzte Rongafil wieder. Er saß inzwischen auf Hannahs Knie.

„Wer redet denn da?“, fragte Blanat.

„Na, der alte Rongafil hier“, sagte Hannah und zeigte auf ihr Knie.

„Kannst du etwa unsichtbare Poltergeister sehen?“, fragte Blanat staunend.

„Äh, ja, es scheint so“, sagte Alexandra, die langsam begriff, was sich hier abspielte. „Also, Ropugat, du kannst nicht sehen, dass jemand auf meiner Hand sitzt?“

„Nein. Mit wem sprecht ihr?“

„Augenblick“, sagte Alexandra. „Und du, Blanat, bist überzeugt, dass Hannahs Hand ebenfalls leer ist?“

„Ja, das sieht doch jedes Kind“, sagte Blanat verärgert. „Ich bin nämlich genauso wenig blind wie ihr!“

„Beschreib’ mir mal, was Hannah anhat“, sagte Alexandra und deutete auf Hannahs blaues Kleid.

„Was soll denn das?“, fragte Blanat eingeschnappt. „Irgend so ein helles Kleid eben!“



„Blödsinn, sie trägt einen Badeanzug!“, meldete sich jetzt Ropugat.

„Den Badeanzug trag’ ich drunter“, berichtigte Hannah.  
„Denn wir wollen gleich schwimmen gehen.“

Alexandra fragte Ropugat: „Du kannst also das unsichtbare Wesen hören, das auf meiner Hand sitzt?“

Ropugat grummelte etwas in seinen wollenen Pelz und gab dann zu: „Ja, offenbar hast du eines von den Gespenstern gefangen, die uns das Leben so schwer machen. Wie hast du das geschafft?“

Alexandra antwortete: „Ich habe es nicht gefangen, ich kann es einfach sehen.“ Sie schaute Blanat an, nickte in Richtung Hannahs Hand und sagte: „Darf ich vorstellen: Ropugat vom Volk der Robilanten.“ Dann wandte sie sich an Ropugat, zeigte auf das blaue Knäuel in ihrer eigenen Hand und sagte: „Und hier musst du dir Blanat von den Bluwakis hindenken.“

„Sag ihm, er soll verschwinden!“, murmelte Ropugat mürrisch und massierte sich die Stirn. „Er soll gefälligst aufhören, auf meine Kameraden einzuschlagen.“

„Das tut er nicht“, sagte Alexandra. „Denn er kann sie genauso wenig sehen wie dich.“

„Nein, ich schlage wirklich niemanden“, bestätigte Blanat.  
„Im Gegenteil, wir müssen ständig die Poltergeister fürchten.“



„Wäre es nicht besser, wenn ihr euch ausweichen würdet?“, fragte Hannah. „Ich glaube nämlich, dass genug Blüten für euch alle da sind.“

„Du hast gut reden“, sagte Blanat, nahm das Blatt von seinem geschwellenen Auge und legte ein frisches mit einem kühlenden Tautropfen auf. „Wenn Riesenbienen wir ihr uns beide sehen könnt, könnt ihr auch um uns herumfliegen. Aber wir? Wie sollen wir das denn machen? Diese komischen Poltergeister, die ihr Robilanten nennt, sind buchstäblich Luft für mich! Wie soll ich mich gegen ihre gemeinen Angriffe wehren?“

Ropugat sauste wütend auf Alexandras Hand los, um den für ihn unsichtbaren Blanat zu knuffen. „Ich werde dir schon zeigen, was für Luft ich bin“, schrie er wütend.

Alexandra verhinderte das Schlimmste, indem sie die Hand wegzog. „Also, ich glaube, wir sind uns einig, dass euch diese Wut auf Poltergeister und Gespenster bisher nur Kratzer und Beulen eingebracht hat. Ihr solltet zusammenarbeiten – das tut weniger weh, und die Arbeit bringt so auch viel mehr Spaß.“

„Ist ja nett gemeint“, sagte Blanat mutlos. „Aber solche klugen Sprüche bringen uns doch nicht weiter.“

„Ja, ja, die Welt ist bunt“, krächzte der alte Rongafil wieder.

„Hört nicht auf ihn“, meinte Ropugat. „Er ist alt und ist in seinem Leben gegen zu viele Bluwakis geflogen.“



„Aber woher weiß er das nur?“, wunderte sich Alexandra.  
„Denn Rongafil hat ja durchaus Recht. Es gibt viele Farben in der Welt, nicht nur hell und dunkel. Es gibt rote Robilanten, die roten Mohn lieben, und blaue Bluwakis, die blaue Kornblumen lecker finden. Und alle kommen gut miteinander aus, wenn sie einander Platz machen. Aber natürlich müssen sie sich zu diesem Zweck erkennen.“

„Sollen wir denn den ganzen Tag ‚Achtung! Vorsicht!‘ schreien, damit uns kein Robilant zu nahe kommt?“, fragte Blanat.

„Ach, das kannst du vergessen“, winkte Ropugat ab. „Dazu fliegen viel zu viele von uns über die Wiese. Da würden alle durcheinanderschreien und noch größere Verwirrung stiften.“

In diesem Moment versuchte ein Bluwaki auf Hannahs ausgestreckter Hand zu landen, weil ihn das blaue Kleid interessierte – vielleicht konnte er an dieser riesigen Blüte ja Nektar naschen. Und schon machte es „Plopp!“

„Aua! Verschwinde!“, jammerte Ropugat, denn auf ihm war der Bluwaki gelandet.

„Hilfe! Poltergeister!“, schrie der Bluwaki, kugelte durch die Luft und flog dann weiter zur nächsten Kornblume, während sich der arme Ropugat einen Grashalm um sein Ärmchen wickelte, das bei dem Zusammenstoß voll getroffen worden war.



„Das war mein Kollege Blogoil“, sagte Blanat wie zur Entschuldigung. „Eure Farben sind ja gut und schön, aber Tatsache ist, dass wir einige davon nicht sehen können. Was soll das Ganze also? Jedenfalls muss ich jetzt weiter, ich habe bis zum Feierabend noch eine Menge zu tun.“ Und er bürstete sich den Blütenstaub aus seinem blauen Pelz.

„Wartet doch mal“, bat Alexandra. „Wir haben inzwischen erkannt, was mit euch los ist. Da müssen wir doch auch versuchen, euch zu helfen.“

Aber auch Ropugat schüttelte den Kopf: „Nett von euch. Doch was nützt es mir, dass die Gespenster ‚Bluwakis‘ heißen und ebenso Nektardienst schieben wie wir. Um endlich mal ohne Heftpflaster auf dem Kopf arbeiten zu können, müsste ich sie eben doch sehen können.“

„Du kannst sie nicht sehen...“ überlegte Hannah laut.

„Ach, die Kleine hat es auch endlich kapiert“, meinte Ropugat. „Ich hau’ dir gerne mal auf den Kopf. Die Beule erhöht vielleicht dein Denkvermögen!“

Hannah hörte nicht auf ihn. Plötzlich schaute sie ihre neuen Freunde triumphierend an. Dann zupfte sie ein Haar aus Ropugats rotem Pelz.

„Lass das gefälligst und zupf’ an dir selbst herum“, sagte Ropugat wütend.



„Entschuldige, aber ich will etwas ausprobieren: Zupf“ dir mal selber ein paar von deinen Wuschelhaaren aus und gib sie mir!“

Die anderen schauten sie verständnislos an.

„Wie komme ich denn dazu?“, protestierte Ropugat.

„Tu’ es mir zuliebe, denn ich denke doch nur an euch!“, bat Hannah.

Grummelnd benutzte Ropugat nun jene seiner Ärmchen, die noch nicht bandagiert waren, um sich ein paar Fusseln aus seinem flauschigen Pelz zu ziehen. „Als ob ich dadurch Bluwakis sehen könnte!“, meinte er kopfschüttelnd.

„Und ob! Das wirst du tatsächlich gleich sehen“, sagte Hannah. Sie nahm die roten Fäden und drehte sie zu einer Schnur zusammen. Und diese Schnur band sie dem blauen Blanat um den Bauch.

„Was siehst du jetzt?“

„Jedenfalls kein Bluwakigespenst!“, sagte Ropugat gereizt.

„Ich sehe sehe eine rote Schnur, die über Alexandras Hand schwebt, das heißt, er... er...“

„Genial!“, sagte Alexandra.

„Was denn bloß?“, fragte Blanat. „Ich sehe überhaupt nichts. Was läuft denn hier?“

„Moment!“, sagte Alexandra. „Jetzt musst auch du dir ein paar Fäden aus dem Pelz rupfen.“



„So lange du mir das Fell nicht über die Ohren ziehst“, sagte Blanat griesgrämig und begann zu zupfen. Sehr schnell hatte Alexandra eine blaues Band geflochten, das sie nun dem roten Ropugat um den Bauch legte.

„Jetzt kannst du Ropugat sehen!“, freute sich Alexandra. „Denn er ist kein Poltergeist, sondern praktisch ein Bluwaki in Rot – mit einem Wort: ein Robilant.“

Auch Ropugat begriff endlich und schlug sich mit einem freien Ärmchen auf die Stirn, was er sogleich bereute, weil ihm die Beulen höllisch wehtaten. „Ich sehe meinen Haarring – also sehe ich Blanat – also stoße ich nicht mehr mit ihm zusammen. Ich hab’s kapiert! Ich hab’s kapiert!“

Gleichzeitig sauste Blanat vor Freude dreimal um Hannahs Kopf herum, um dann auf ihrem Haar zu landen. „He, Leute, hört mal zu!“, rief er seinen eifrig von Kornblume zu Kornblume summenden Bluwakikollegen zu. „Bledam, Bliseg, Blogoil! Kommt mal hier herüber. Alle, die von den Poltergeistern die Nase voll haben, melden sich bei mir! Auf alle Felle!“

„Coloranda ist doch eine wirklich schöne Insel“, meinte Hannah zufrieden, während sie ihr Kleid auszog und zum Strand rannte.

„That’s right“, bestätigte Alexandra.

„Ja, ja, die Welt ist bunt“, sagte Rongafil.



## DER ROTE FELSEN

Als Hannah und Alexandra wieder einmal einen Ausflug planten, sagte Alexandra: „Diesmal möchte ich das Zauber-Öl zu Hause lassen und mich ganz normal auf der Erde bewegen wie andere Menschen auch.“

„Warum?“

„Ich habe sonst das Gefühl, dass meine Seele nicht nachkommt, wenn wir so schnell um die Welt sausen.“

„Und wo willst du hin?“

„Ich möchte auf einem Kamel durch die australische Wüste reiten!“

„Ich dachte, Kamele gibt es nur in Afrika!“, sagte Hannah.

„Ursprünglich war das wohl so, aber vor 150 Jahren haben sie auch einige Kamele nach Australien gebracht, weil sie die Hitze in der Wüste so gut ertragen können. Denn in Australien wird es richtig heiß! Deswegen mieten wir uns Kamele für unseren Weg.“

So ritten die beiden also durch die ausgetrockneten Seen im Innern des australischen Kontinents, während die Sonne vom Himmel brannte. Nach einige Tagen tauchte am Horizont ein seltsamer Berg auf: Er bestand aus einem einzigen, völlig kahlen



Felsen – glatt, flach und abgerundet wie ein gigantischer, rotbrauner Brotlaib. Er lag völlig isoliert in der unendlich weiten Ebene.

„Da ist er!“, rief Alexandra und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wir haben ihn gefunden! Man nennt diesen Felsen ‚das Herz von Australien‘, weil er mitten in der Wüste liegt. Die europäischen Einwanderer haben ihn Ayers Rock getauft. Hier werden wir Rast machen, denn er soll besonders bei Sonnenuntergang unvergleichlich schön aussehen.“

Die beiden ließen ihre Kamele niederknien und ausruhen. Während Alexandra das mitgebrachte Zelt auspackte, ging Hannah näher an den seltsam glatten, unvermittelt aus der Ebene aufsteigenden Felsen heran. Der Abhang war so steil, dass es kaum möglich war, ohne Bergsteiger-Ausrüstung hinaufzuklettern. Doch als Hannah dem Fuß des Berges ein Stück folgte, entdeckte sie ein eisernes Geländer an Metallpfosten, die den Berg hinaufführten und offenbar für Fußgänger angebracht waren, um ihnen den Aufstieg zu erleichtern.

„Genau das, was ich suche!“, dachte Hannah.

Gerade wollte sie nach dem Geländer greifen und den Aufstieg beginnen, da sah sie sich plötzlich von einer Gruppe fast nackter Männer umringt, die aus dem Nichts auftauchten, drohend ihre Lanzen schwangen und deutlich machten, dass Hannah auf keinen Fall einen Fuß auf den Felsen setzen sollte.



Die Männer trugen zottiges, langes Haar und hatten ihre dunkle Haut mit weißen Linien bemalt. Einer von ihnen redete pausenlos auf Hannah ein, aber sie verstand kein Wort.

Als Hannah vor Schreck nicht reagierte, packten die Männer sie und führten sie ein Stück weit vom Felsen fort. Noch erschrockener war Hannah, als sie Alexandra erblickte, die ebenfalls von ein paar Männern in die Mitte genommen wurde.

„Wer sind die?“, fragte Hannah leise.

„Die australischen Ureinwohner, die hier in der Wüste zu Hause sind. Aber ich weiß nicht, warum sie auf uns sauer sind. Wir haben ihnen doch gar nichts getan! Oder hast du etwas angestellt?“

„Überhaupt nichts!“, protestierte Hannah. „Ich bin nur um den Berg herumgegangen und wollte eben hochklettern, denn da war ein ganz praktisches Gelände. In dem Moment haben sie mich geschnappt.“

„Das kann es ja wohl nicht sein“, meinte Alexandra. Die Freundinnen sahen sich ratlos an: „Aber was sonst?“

Einer der Männer trug einen armdicken Knüppel und ging nahe an den Mädchen vorbei.

„Will er uns damit schlagen?“, fragte Hannah leise.

„Ich weiß nicht, was er vorhat“, sagte Alexandra.

Die Mädchen wurden fortgeführt, und bald erreichte die Gruppe ein großes Lagerfeuer, wo etliche Frauen und Kinder



damit beschäftigt waren, eine Mahlzeit vorzubereiten. Der Mann mit dem Knüppel setzte sich ans Feuer, und die beiden Mädchen merkten, dass es sich um eine Art riesiger Flöte handelte, denn er setzte den hohlen Baumstamm an die Lippen, blies hinein und entlockte ihm einen tiefen, seltsam durchdringenden Ton.

Die Männer, die Alexandra und Hannah hergebracht hatten, riefen einen etwa zwölfjährigen Jungen, der sofort herbeikam.

„Was wollt ihr hier?“, fragte er auf Englisch.

„Wir reiten durch die Wüste und haben keine Ahnung, was diese Männer gegen uns haben, weil wir sie nicht verstehen können“, sagte Alexandra. „Offenbar sind sie sehr wütend, denn sie haben auf uns eingeredet. Einer hat immer wieder etwas gesagt, was wie ‚Uluru‘ klingt.“

„Ja, so heißt der Berg“, sagte der Junge.

„Wieso sprichst du Englisch und die Männer nicht?“

„Wenn sie wollen, können die meisten das auch. Aber sie wollen nicht mehr.“

„Warum?“

„Das ist eine lange Geschichte. Seit Hunderten von Jahren haben die weißen Einwanderer den Anangu das Land weggenommen und sie gezwungen, gegen ihre Überzeugung nach Art der Europäer zu leben. Heute ist das besser geworden, aber manche von uns wollen nichts mehr mit den Weißen zu tun haben.“



„Das war uns nicht klar“, sagte Alexandra. „Vielen Dank, dass du bereit bist, mit uns zu sprechen. Ich heie Alexandra, das ist Hannah. Wie heißt du?“

„Benelong“, antwortete der Junge.

„Haben die Männer gesagt, warum sie wütend sind?“

„Ihr habt unser Stammesgesetz gebrochen.“

„Was?“, fragte Alexandra erschrocken. „Welches Gesetz? Wir haben gar nichts getan! Wir sind heute früh auf unseren Kamelen hier eingetroffen und hatten noch nicht einmal das Zelt aufgestellt, da haben sie uns bereits mitgenommen.“

„Und ich wollte gerade auf den Berg klettern, dort, wo das praktische Geländer ist, als sie mich packten“, fügte Hannah hinzu.

„Genau!“, meinte Benelong. „Das ist verboten.“

„Wieso verboten?“

„Ihr dürft den roten Felsen auf keinen Fall betreten und nur in weiter Entfernung von ihm zelten. Denn er ist das Heiligtum unseres Volkes.“

„Augenblick mal!“, meinte Hannah. „Wer baut denn ein Geländer an den Abhang, um dann alle Leute wegzujagen, die daran hochsteigen wollen?“

„Das Geländer haben nicht die Anangu gebaut, denn dieser Berg ist uns seit vielen tausend Jahren heilig“, meinte Benelong.



„Ja, jetzt erinnere ich mich“, sagte Alexandra. „Ich habe gelesen, dass die europäischen Einwanderer sich nicht darum gekümmert haben, ob die Anangu das Land für heilig hielten oder nicht. Erst in den letzten Jahren hat man den rechtmäßigen Besitzern zumindest einen Teil zurückgegeben. Und dazu gehört auch dieser Teil der Wüste mit dem Ayers Rock, den du Uluru nennst.“

„Ja“, sagte Benelong. „Früher sind viele Touristen hierher gekommen, um den Uluru besteigen. Niemand interessierte sich dafür, dass das Betreten unseres Heiligtums nicht erlaubt ist. Heute passen die Stammesltesten sehr genau darauf auf.“

„Woher soll ich das denn wissen?“, fragte Hannah. „Dann sollen sie das Geländer doch abmontieren – sonst kann man das nur missverstehen.“

„Aus deiner Sicht hast du Recht“, bestätigte Benelong. „Aber unsere Männer möchten nicht mal das Geländer berühren, denn selbst wenn sie es abbauen, bleiben Narben im heiligen Felsen zurück. Und den darf auch von uns niemand betreten.“

„Warum stellt ihr dann nicht wenigstens Verbotsschilder auf?“, fragte Hannah trotzig. „Wir kommen hier ganz fröhlich an und haben doch keine Ahnung, was man alles falsch machen kann!“



„Schilder gibt es durchaus“, sagte Benelong geduldig.  
„Wahrscheinlich habt ihr sie übersehen, weil ihr nicht über die Straße, sondern durch die Wüste gekommen seid.“

Alexandra sagte: „Ich lerne daraus, dass wir uns besser auf das Land vorbereiten müssen, in das wir reisen. Andere Länder, andere Sitten. Das Land gehört nicht uns, also verhalten wir uns so, wie es hier üblich und Tradition ist.“

Die Mädchen baten Benelong, die Ältesten in ihrem Namen um Entschuldigung zu bitten, und Benelong übersetzte. Damit war die Sache geklärt, und mithilfe ihres neuen Freundes stellten Hannah und Alexandra ihr Zelt in der Nähe des Lagers auf.

Inzwischen dämmerte es. Je tiefer die Sonne sank, desto intensiver leuchtete der Berg in allen Schattierungen zwischen rostbraun und strahlendem Orange. Als die Sonne dann hinter dem Horizont verschwunden war, wechselte die Farbe des Felsens innerhalb von einer Minute zu einem unscheinbaren blassen Nussbraun, und es wurde sehr schnell dunkel.

Zu dritt genossen sie den überwältigenden Anblick. Doch Hannah war immer noch nicht zufrieden mit dem, was Benelong ihnen vorhin erzählt hatte. Sie fragte: „Was ist das für eine Tradition, wo die Leute einfach sagen: Also dieser Berg hier darf ab sofort nicht mehr betreten werden. Der da drüben schon.“



„So war es nicht“, sagte Benelong. „Denn der Berg ist schon seit der Traumzeit heilig, seit Anbeginn der Zeit. Seitdem verehren wir ihn, indem wir ihn in Ruhe lassen.“

Alexandra fügte hinzu: „Ich stelle mir vor, wie die ersten Anangu von ewigen Zeiten hier durch die Wüste wanderten. Als sie dann urplötzlich vor einem knusprig braunen, gigantischen Brotlaib standen, da hielten sie ihn für ein Wunder.“

„Ist er ja gar nicht“, maulte Hannah.

„Doch. Er ist eine Art Kirche für sie, ein heiliger Ort. Was würdest du sagen, wenn ein Anangu käme, deine Kirche abschließen würde und sagte: ‚Dieser Ort ist so heilig, den dürft ihr in Zukunft nicht mehr betreten.‘“

„Das ist doch Quatsch“, sagte Hannah. „Was nützt denn eine abgeschlossene Kirche?“

„Stimmt. Andererseits: Warum kommen wir hierher, um unbedingt auf einen Berg zu steigen, der für seine Besitzer ein Heiligtum ist? Da oben ist doch nichts.“

„Ich will doch nur mal runterschauen.“

„Wohin? Du siehst die Wüste, genau wie von hier. Nur etwas weiter.“

„Ich will eben tun, wozu ich Lust habe.“

„Das ist normalerweise durchaus erlaubt“, sagte Alexandra.  
„Aber wenn ich darüber nachdenke, dürfen wir eben doch nicht



überall hin. So wie kein Anangu sagen darf: „Ab heute darf niemand mehr die St. John’s Cathedral in Hong Kong betreten.“

„In der Kirche haben die doch gar nichts zu suchen.“

„That’s right. Genauso wenig wie wir in ihrer Kirche.

Trotzdem haben wir uns auf den weiten Weg gemacht, um dieses Naturwunder anzustaunen. Und mit etwas mehr Respekt dürfen wir das sicher – aus einiger Entfernung.“

„Selbstverständlich“, bestätigte Benelong. „Denn du hast Recht: Wer dem Uluru mit Respekt begegnet, darf gern an dem Wunder teilhaben. Unsere Ältesten wollen im Grunde genau dasselbe wie ihr: in Ruhe gelassen werden.“

Als am Morgen der Himmel im Osten langsam hell wurde, standen die Mädchen mit Benelong neben ihren Reittieren und starrten ein weiteres Mal auf den Uluru.

Die Sonne ging auf und brachte den Berg sofort wieder zum Glühen. Er leuchtete wie kochend heiße Lava, blieb aber völlig unbewegt, was vor dem dunkelblauen Morgenhimmel in der absoluten Stille einen besonders tiefen Eindruck auf die beiden Mädchen machte.

„Ja, die Reise hat sich wirklich gelohnt“, sagte Hannah ehrfürchtig. „Das ist der schönste Berg der Welt!“ Und eine Minute lang sprach niemand ein Wort.



„Vielen Dank für deine Hilfe, Benelong!“, sagte Alexandra. „Bitte sage deinen Ältesten noch einmal, dass wir etwas begriffen haben. Und dass es uns Leid tut. Begleitest du uns ein Stück?“

„Ja, gern“, sagte Benelong. „Bis in meine Heimatstadt Alice Springs. Dort gibt es Wasser für euch. Und dort seid ihr auf jeden Fall willkommen.“